

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Genealogie der Weiblichkeit

Über die transgenerationellen Übertragungsprozesse in
Marlene Streeruwitz *Tage im Mai*

verfasst von / submitted by
Miriam Sabar, BEd

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Education (MEd)

Wien, 2024 / Vienna 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 199 506 525 02

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Lehramt Sek (AB) UF Deutsch UF
Psychologie und Philosophie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Arno Dusini

Danksagung

Ich danke Patricia Grill für ihre jahrelange Unterstützung während des Studiums und innerhalb unzähliger anderer Lebensbereiche, Arno Dusini für die aufwendige, zeitintensive Betreuung der vorliegenden Arbeit, während der er zu jedem Zeitpunkt Ruhe und Humor bewahrt hat sowie Saffa und Zarah Sabar für alles Weitere.

Anmerkungen der Verfasserin:

- i) Innerhalb der vorliegenden Arbeit wird zum Teil mit Siglen zitiert, diese werden im laufenden Text mitgeführt und sind dem Literaturverzeichnis zu entnehmen.
- ii) Folgende Begriffe werden im Rahmen der Arbeit stellenweise kursiv geschrieben: *Position, Person, Wirklichkeit, Gehalt, Lesende*. Die Kursivierung dient einer klaren Abgrenzung zu traditionellen Bedeutungen beziehungsweise ihrer Bedeutungen innerhalb anderer Kontexte. Wird gezielt von der Kursiv-Führung abgesehen, so wird dafür eine Begründung angeführt.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	9
1.1 <i>Tage im Mai und der streeruwitz'sche Literatur-Begriff</i>	10
1.2 <i>Einführung in die Thematik von "Tage im Mai"</i>	11
1.3 <i>Untersuchungsgegenstand und Methodologie</i>	14
1.3.1 <i>Resümee des aktuellen Forschungsstandes</i>	16
1.3.2 <i>Erfahrungsbereiche als Schwerpunktsetzung</i>	18
1.3.3 <i>Rolle der Generation</i>	19
1.3.4 <i>Position und Person in "Tage im Mai"</i>	20
2. Wirklichkeit und Einordnung im Roman	21
2.1 <i>Generation und Wirklichkeit</i>	22
2.2 <i>Christl</i>	26
2.2.1 <i>Die Frau</i>	26
2.2.2 <i>Die Mutter</i>	29
2.2.3 <i>Das Familienmitglied</i>	35
2.3 <i>Konstanze</i>	40
2.3.1 <i>Die Frau</i>	41
2.3.2 <i>Die Mutter</i>	51
2.3.3 <i>Das Familienmitglied</i>	59
2.4 <i>Veronica</i>	69
2.4.1 <i>Die Frau</i>	70
2.4.2 <i>Die Mutter</i>	73
2.4.3 <i>Veronica als Familienmitglied</i>	76
3. Zum Personenbegriff	83
3.1 <i>Umriss des Personenbegriffes in interdisziplinären Ausrichtungen</i>	85
3.2 <i>Der Personenbegriff in der Literaturwissenschaft</i>	88
3.3 <i>Der Personenbegriff in "Tage im Mai"</i>	93
3.3.1 <i>Das semantische Verhältnis von Person und Position</i>	94
4. Handlungs(un-)Möglichkeiten der Person und die Stimme des Dialogs	100
4.1 <i>Christls Stimme</i>	101
4.2 <i>Konstanzes Stimme</i>	102
4.3 <i>Veronicas Stimme</i>	109
5. Verträglichkeit der Wirklichkeiten	119
6. Zusammenfassung und Schlusswort	126
7. Bibliographie	129
Abstract (Deutsch)	134
Abstract (Englisch)	135

1. Einleitung

„Literatur“ und „die Welt“¹ stehen für die österreichische Autorin, Slawistin und Kunsthistorikerin Marlene Streeruwitz in einer Wechselbeziehung mit verschwimmenden, jedoch nicht aufgehobenen Grenzen.² Die Möglichkeiten eines literarischen Textes gehen, in der an poststrukturalistische Ansätze anknüpfenden Denktradition der Schriftstellerin, weit über den bloßen wie auch immer gearteten³ Darstellungsprozess der Lebensrealität als Teil einer außenstehenden und vermeintlich ‚wirklichen‘ Welt hinaus.⁴ Literarische Texte werden als Räume der Möglichkeit gedacht um „auf die textexterne Welt Bezug [zu]nehmen, indem sie aus ihren Elementen eine eigene Welt konstruieren. [M.S. 2.12.2023]“⁵

Im Rahmen einer 2018 vorgetragenen poetologischen Rede mit gleichnamigem Titel erzählte Marlene Streeruwitz ihren Zuhörenden, *was Literatur kann*:

Literatur. Das ist die Welt. Das ist die Welt als Sprache. Literatur ist aber nicht die Beschreibung der Welt. Literatur. Jeder Text. Jede Versprachlichung. Das ist eine Schreibung von Welt. Das ist keine Rekonstruktion von Welt. Kein Abbild. Literatur. Jeder Text. Jede Versprachlichung konstruiert die Welt je neu. Das ist dann keine neue Welt. Literatur. Jeder Text. Jede Versprachlichung konstruiert die Welt anhand der Welt neu. Diese Konstruktion versucht eine Schreibung. Eine Weiterschreibung. Einen Gegenentwurf. Aber. Immer wird eine solche Konstruktion ein Versuch bleiben. Und immer wird ein solcher Versuch dann an der Welt zu messen sein und nicht an sich selbst. Das muß den Religionen und ihren Gründertexten überlassen bleiben. Aber. Daß [sic!] es sich um Versuche der Konstruktion handelt. Das ist die Möglichkeit von Literatur.⁶

Literatur und *Welt*⁷ werden zwar deutlich als inkongruente Entitäten markiert, unterliegen jedoch keiner hierarchischen Abstufung. So ist weder die *Literatur* als inferiores Instrument zur Beschreibung noch die *Welt* als übergeordnete, zu beschreibende Instanz zu begreifen. Die Autorinnen Mandy Dröscher-Teille und Birgit Nübel charakterisieren das streeruwitz'sche Verständnis des Wechselverhältnisses von *Welt* und *Literatur* als „Transformation von Literatur in Leben und Leben in Literatur, als eine Fiktionalisierung des Lebens und eine Verlebendigung der Fiktion.“⁸ Dieser definitorische Ansatz stützt sich seinerseits hinwieder auf drei fundamentalen Aspekten: Literatur soll sich erstens in ihrem Vermögen erschöpfen, die Welt in

¹ Marlene Streeruwitz (b2): Was Literatur kann. In: Marlene Streeruwitz. Was kann Literatur? mit Sprache. Vorgetragen am 23.10.2018 im Literaturhaus Wien, S. 1, <https://www.marlenestreeruwitz.at/werk/was-literatur-kann/> (Zugriff: 13.12. 2023).

² Vgl. Mandy Dröscher-Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. In: Kontemporär. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 2 (Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Bd. 12).

³ Beispielsweise in Form eines Urteils, einer Beschreibung, einer Nachskizzierung, einer Bewertung o.Ä.

⁴ Vgl. Dröscher-Teille & Nübel: Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk, S. 2.

⁵ Ebd.

⁶ Streeruwitz (b2): Was Literatur kann, S. 1.

⁷ Zwecks Verdeutlichung ihrer Verwendung als zusammengehöriges Begriffspaar im Sinne der Denktradition Marlene Streeruwitz werden die beiden Bezeichnungen ab hier kursiv geführt.

⁸ Dröscher-Teille & Nübel: Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk, S. 2.

Sprache zu transferieren. Dieser Übertragungsprozess ist jedoch, wie bereits angedeutet, nicht als reine Verschriftlichung, sondern als ein Vorgang zu verstehen, der unter poststrukturalistischer Perspektive als „erschreiben“⁹ bezeichnet werden könnte (I).

Zweitens ist die Denkströmung des Existenzialismus (II) für das streeruwitz'sche *Literatur-Welt*-Verständnis nach Dröscher-Teille und Nübel insofern relevant, als *Literatur* und *Welt* in diesem zum Äquivalent des sartrischen Begriffspaars *Essenz* und *Existenz*¹⁰ werden. Die *Literatur* geht „im Sinne eines Lebensentwurfes“¹¹ der *Welt* voraus.

In Anlehnung an den „poetisch konnotierten Lebens-Begriff der literarischen Moderne“¹² geht es bei Streeruwitz drittens nicht um einen Verfall ins vollkommen Fiktionale, sondern um eine Neukonstruktion der Welt qua Sprache (III).¹³

Auf inhaltlicher Ebene bleibt zu ergänzen, dass in ihrem Werk die Auseinandersetzung mit der Macht der Erinnerung¹⁴, dem Zusammenspiel von Politik und Kunst¹⁵ sowie mit feministischen Perspektiven¹⁶ omnipräsent ist.

1.1 Tage im Mai und der streeruwitz'sche Literatur-Begriff

Im Jahr 2023 veröffentlichte Marlene Streeruwitz ihren Roman *Tage im Mai*. In diesem werden nicht nur alle ebengenannten Themenbereiche behandelt, es manifestiert sich auch das beschriebene Zusammenspiel von *Literatur* und *Welt* in einem trinären System.

Alle Gegenstände sind den Figuren **erstens** aufgrund ihrer jeweiligen Biografien eingeschrieben. Unabhängig davon, ob eine Reflexion auf Metaebene für die Protagonistinnen grundsätzlich von Interesse wäre, veranlassen ihre Lebensgeschichte und die mit dieser korrelierenden Gegenwart unvermeidlich zur Beschäftigung mit patriarchalen Machtstrukturen, alleinerziehender Mutterschaft, Stigmatisierung und gesellschaftspolitischen Zuständen.¹⁷

⁹ Ebd.

¹⁰ Vgl. Jean Paul Sartre: Ist der Existenzialismus ein Humanismus? Drei Essays. Frankfurt: Ullstein 1989, S. 11.

¹¹ Dröscher-Teille & Nübel: Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk, S. 3.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. Marlene Streeruwitz: Sein. Und Schein. Und Erscheinen. Tübinger Poetikvorlesungen. Berlin: Suhrkamp 1997, S. 64.

¹⁴ Vgl. Marlene Streeruwitz: Partygirl. Frankfurt am Main: Fischer 2002, S. 40 ff.

¹⁵ Vgl. Christa Gürtler: Marlene Streeruwitz und ihre Poetik des Politischen. Zu *Flammenwand*. Roman mit Anmerkungen. (2019) und *Frag Marlene*. Feministische Gebrauchsanweisungen. (2018). In: Kontemporär. Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Bd. 12. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 171.

¹⁶ Vgl. Anne Fleig: „Feministische Avantgarde“: Zur Kritik literarischer Institutionen in Marlene Streeruwitz' *Nachkommen*. (2014) und Gertraud Klemms *Hippocampus* (2019). In: Kontemporär. Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Bd. 12. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, 157 f.

¹⁷ Vgl. Marlene Streeruwitz (a1): *Tage im Mai*. Wien: Fischer 2023, S. 162 ff.

Zweitens sind die Frauen der Genealogie auch unabhängig von der eigenen biografischen Vergangenheit interessiert an Kunst, Kultur, Politik und Gleichstellung der Geschlechter. Nicht jede im Roman auftretende Auseinandersetzung mit den – von Marlene Streeruwitz typischerweise aufgegriffenen – Gegenständen wirkt unfreiwillig. (TiM, S. 80 ff.)

Drittens bewegt sich der Kontext von *Tage im Mai* zeitlich sehr nah an der Gegenwart. Politik und Gesellschaft innerhalb der (ausschließlich) textexternen *Welt* werden genauso unmittelbar von den Folgen durch die Corona-Pandemie, die steigende Inflation und den Krieg in Osteuropa bewegt wie die Lebensrealitäten der Frauen-Genealogie zur erzählten Zeit.

Im Folgenden wird die Bezeichnung *Lesende* für diejenigen der externen *Welt* angehörenden Adressierten eingesetzt, die von Marlene Streeruwitz aufgefordert werden, *Literatur* zu rezipieren und die *Welt* folglich „[...] ebenso schreibend wie sinnlich erfahrend, denkend und beobachtend durch seine bzw. ihre eigene Weltsicht zu literarisieren, zu vertexten und zu entwerfen“¹⁸ Mit Ihnen¹⁹ schließt sich der streeruwitz'sche Zirkel, indem die textexterne *Welt* die *Literatur* berührt und von *Literatur* berührt wird.

1.2 Einführung in die Thematik von “Tage im Mai”

Sieben inkongruente Teile und zwei ambivalente Mutter-Tochter-Beziehungen konfrontieren die *Lesenden* – mittels der ungleich proportionierten erlebten Reden sowie direkten Dialoge eines dreiteiligen Generationensystems, gebildet von Christl, Konstanze und Veronica – mit Themen betreffend verschiedenartige Lebensbereiche, verortet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Obwohl die pensionierte Krankenschwester, die freiberufliche Übersetzerin und die pausierende Studentin augenscheinlich einander stark zuwiderlaufende Lebenskonzepte und Vorstellungen haben, sind ihnen zumindest eine kontinuierliche Bezugnahme auf die Anschauungen der jeweils anderen sowie die geteilte Familienbiografie gemein. (TiM, S. 182) Jede Protagonistin ist die uneheliche Tochter einer alleinerziehenden Mutter. Die unsanften Begegnungen mit gesellschaftlichen Stigmatisierungen über drei Generationen hinweg werden zum zentralen Charakteristikum des Romans. Denn die streeruwitz'sche Frauen-Genealogie kann als klarer Gegenpol eines westlich-bürgerlichen Familiendispositivs gelesen werden. Die

Innerhalb der vorliegenden Arbeit wird die vorliegende Quellenangabe unter der Sigle “TiM” im laufenden Text mitgeführt.

¹⁸ Dröscher-Teille & Nübel: Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk, S. 3.

¹⁹ Den Adressierten.

Auseinandersetzung mit einer Kombination aus patriarchalen Machtverhältnissen, Zukunftsängsten, sozioökonomischen Ungleichheiten und der Empörung über das politische Weltgeschehen markiert ebenfalls eine Gemeinsamkeit der Protagonistinnen. (TiM, S. 373)

Ein weiterer retrospektiver Generationensprung führt die *Lesenden* erneut zu einer – zum Zeitpunkt der Handlung bereits an einem Hirntumor verstorbenen (TiM, S. 346) – Alleinerzieherin, deren Biographeme die Beziehungsstrukturen der lebenden Frauen dennoch signifikant beeinflussen.

Denn dem Umstand, dass die Mutter der ältesten und Urgroßmutter der jüngsten Protagonistin während des zweiten Weltkrieges höchstwahrscheinlich Opfer einer Vergewaltigung durch einen osteuropäischen Soldaten wurde (TiM, S. 344), verdanken alle Frauen ihre Existenz. Vor ihrem Ableben erfuhr die Tochter nur bruchstückhafte Teile über die Identität des biologischen Vaters. (TiM, S. 344) Christl wagt nun den frustrierenden Versuch, die Geschichte für sich zu komplettieren. Mannigfaltige, intergenerativ zirkulierende, unaufgelöste Fragen sind die Folge. Während ihre Tochter die verregneten Tage im Mai zur erzählten Zeit mit der Herstellung von Zusammenhängen zwischen den gegenwartspolitischen Zuständen und ihren eigenen Lebensdefiziten sowie melancholischen Rückblicken auf ihre Biografie verbringt (TiM, S. 114) und ihre Enkelin mit TikTok-Videos letzte, halbherzige Versuche unternimmt, öffentliche Aufmerksamkeit auf die Klimakatastrophe zu lenken (TiM, S. 19), denkt Christl über andere Tage im Mai nach. Es geht um eben jene Zeit nach dem zweiten Weltkrieg in der die älteste Protagonistin im „ganzen Pallawatsch“ (TiM, S. 344) gezeugt wurde.

Im Zentrum ihres Sprechanteils stehen die Unauflösbarkeit der vergangenen Ereignisse sowie die sich aus diesen produzierenden Schwierigkeiten. (TiM, S. 344 ff.) Christls erlebte Rede kann als ein Abwägungskalkül zwischen den Maximen *Verpflichtung* und *Verbot* gelesen werden. Dominiert wird diese²⁰ von der Frage nach einem a priori gegebenen „Recht auf Herkunft“ (TiM, S. 349) oder dessen Verwirken, sobald die vollständige Wahrheit nicht mehr verschmerzt werden kann. Die ausbleibende Aufarbeitung der Vergangenheit hemmt die Etablierung einer offenen Kommunikationskultur zwischen allen Frauen bis in die Gegenwart. Während Konstanze zu ihrer Mutter bewusst lediglich sporadischen Kontakt pflegt (TiM, S. 345), entwickelt sich das Sofa zum undankbaren Haupttreffpunkt mit ihrer Tochter (TiM, S. 159). Die Wohnzimmerabende mit der jüngsten bieten in ihrer *Wirklichkeit* ähnlich wenig Raum für Erholung wie die kurzgehaltenen Telefonate mit der ältesten Generation. Die

²⁰ Die erlebte Rede.

Alleinerzieherin macht sich bereits in der Küche intensive Gedanken über die Verwendung der Zutaten (TiM, S. 22), darf nicht auf die Einhaltung der vereinbarten Uhrzeit hoffen (TiM, S. 81) und muss schließlich pedantisch auf die Vermeidung vermeintlich falscher Fragen achten (TiM, S. 23). Viel mehr als unter einem Entspannungsmangel leidet Konstanze unter dem grundsätzlich natürlichen Ende der Mutter-Kind-Symbiose (TiM, S. 114) sowie dem erlebten Gefühl, beinahe nichts über Veronicas Lebensrealität zu wissen. Ständig fühlt sie sich – bedingt durch Perspektivenlosigkeit und Lethargie – in die Kindheit ihrer Tochter, die für sie zumindest rückblickend wesentlich unbeschwerter konnotiert ist, zurückversetzt. (TiM, S. 304) Die Diskrepanz zwischen dem verlorenen und dem nun vorherrschenden Näheverhältnis sowie der intensive Wunsch der Wiederherstellung münden in Angstzustände und Verzweiflung. (TiM, S. 114)

Die jüngste Protagonistin begreift sich schließlich in einer unbefriedigenden Vermittlerinnenrolle zwischen den Fronten der beiden über ihr liegenden Generationen (TiM, S. 265) und erlebt kontinuierliche Frustrationen aufgrund ausbleibender Aussprache sowie der Unfähigkeit, sich von der Vergangenheit abzugrenzen. (TiM, S. 163) Davon abgesehen, so empfindet es Veronica, können individuelle Problematiken in Zeiten von schmelzenden Polarkappen und Artensterben ohnehin nur eine sekundäre Rolle einnehmen: „Ach ich bitte dich. Es gibt doch ganz andere Probleme.“ (TiM, S. 170)

Darüber hinaus begegnen zwei streeruwitz'sche Protagonistinnen zur erzählten Zeit mehreren männlichen Figuren, von welchen wiederum drei durch zwei Charakteristika auffällig werden. Denn Kaplan Chrobath, Roman Stieglitz und der nachnamenlose Lukas können jeweils eindeutig einer der – innerhalb der Genealogie vertretenen – Generationen zugeordnet werden. Sie kommen innerhalb der Handlung zwar zu Wort, sind jedoch als für sich selbst stehende *Personen* – unabhängig von ihren Verbindungen zu den Frauen – kaum relevant. Das wird für die *Lesenden* beispielsweise an der Tatsache kenntlich, dass die männlichen generationellen Pendants über deren ‚Funktionen‘ hinaus nicht weiter charakterisiert werden.

Jedoch besteht die Möglichkeit, sie als Personifizierungen verschiedener Dispositive zu lesen. Inwieweit diese für den streeruwitz'schen Personenbegriff relevant sind, wird im dritten Kapitel der Arbeit untersucht.

Alle Spannungen und Defizite münden für die drei Frauen in eine Kampfsituation, die sich den *Lesenden* wiederum in einer – für den Roman nur allzu charakteristischen – Trinität darbietet. Der Kampf mit der nicht aufgearbeiteten Vergangenheit ist der **erste** fundamentale Ausgangspunkt beziehungsweise Unterbau der Handlung. (TiM, S. 343) Die Gegenwart jeder

Protagonistin wird von den eigenen Biographemen sowie denen der anderen beeinflusst und von einer Kombination aus Konfusion, Wut und Angst begleitet. Diese haben wiederum disparate Auswirkungen auf die *Wirklichkeiten* der einzelnen Frauen.

Zweitens finden die drei Protagonistinnen inmitten des aktuellen, politischen Chaos und den damit einhergehenden, neuralgischen Lebenslagen keinen Frieden und kämpfen mit Krise, Krieg und Krankheit. (TiM, S. 25) Wieder fallen Symptome, etwaige Schuldzuweisungen und Versuche der Bewältigung unterschiedlich aus.

Der **dritte** Kampf, der fortwährend – teilweise latent, teilweise offenkundig, aber zweifellos permanent – Einfluss auf die Handlung nimmt, ist der Kampf der Geschlechter. (TiM, S. 346 f.) Die streeruwitz'sche Frauen-Genealogie läuft sowohl mit ihren individuellen Einstellungen als auch mit ihrem ungeplanten Familienkonzept jeglichen patriarchalen Normvorstellungen oder bürgerlichen Gesellschaftsordnungen zuwider. Sie ist die avancierte und gleichsam störende Antithese zu einem traditionell konjugalen Familienmodell. Christl, Konstanze und Veronica werden, je nach Generation divergierend, mit Stigmata und Diffamierung konfrontiert und müssen diesen notwendigerweise begegnen. Die Kämpfe der Protagonistinnen werden mit unterschiedlichen Mitteln ausgetragen. Solidaritätsverhältnisse innerhalb der Kampfsituation, seien diese auch nur zum Zweck der Durchsetzung, werden jedoch zumindest an der Oberfläche nicht evident.

1.3 Untersuchungsgegenstand und Methodologie

Eine spezielle Form der Mehrperspektivität manifestiert sich bei den Protagonistinnen der Streeruwitz-Genealogie nicht nur bezüglich der einleitend beschriebenen Kampfsituationen, sondern innerhalb ihres Erlebens der gesamten Realität. Individuelle Modi zwecks Umganges, Einordnung und Verarbeitung mit autobiografischen Erfahrungen werden bei jeder Frau evident. Eine zusätzliche Gemeinsamkeit markiert die wiederkehrende Rückblende in die ebenfalls unterschiedlich assimilierte Vergangenheit. Jene Varianz im Erfahren und des Erfahrenen drückt sich im Rahmen der Arbeit mit der Bezeichnung *Wirklichkeit* aus. Sie ist in Abgrenzung zur Realität zu verstehen, die sich auf die bloßen Ereignisse, losgelöst von individuellen Emotionen, Anschauungen oder Bewertungsschemata bezieht. Die Realität bleibt demnach unberührt von Einordnungs- oder Interpretationsprozessen und könnte in einem husserl'schen Sinne als die unabhängige Vergangenheit und Gegenwart frei von noetischen

Akten²¹ verstanden werden. Die *Wirklichkeit* wäre demnach das *Realitätswahrgenommene* der jeweiligen Streeruwitz-Protagonistin.²² An keiner Stelle der Arbeit unterliegen die Begriffe einer synonymen Verwendung.

Innerhalb der *Wirklichkeiten* besetzen die Frauen verschiedene *Positionen*, die wiederum nicht als gleichbedeutend mit den jeweiligen *Personen* aufzufassen sind. Wird im Folgenden auf eine der Protagonistinnen als *Mutter* rekurriert, ist diese folglich innerhalb der *Position* Mutter zu lesen. Jedoch beherbergt die *Position* Mutter keine gänzliche Sinngleichheit mit dem Begriff *Person* und ist demnach in Abgrenzung zu diesem zu verstehen. Der Versuch einer genauen Herausarbeitung der Bezeichnung *Person* innerhalb der streeruwitz'schen Tradition erfolgt im dritten Kapitel.

Im zweiten Kapitel werden die *Positionen* zunächst voneinander abstrahiert und in ein segmentiertes Perspektivensystem aufgeschlüsselt. Hier sind sie als narrative Filter zu begreifen, deren Einfluss auf das Erleben der Protagonistinnen untersucht werden soll. Die **erste *Position*** ist die der Frau, die sich vor allem aus schablonenartigen Zuschreibungen konstituiert, anhand derer Christl, Konstanze und Veronica auf ihr Geschlecht reduziert werden. (TiM, S. 53, 96, 169, 362)

Die alleinerziehende, uneheliche Mutterschaft wird innerhalb der Genealogie über drei Generationen vererbt. (TiM, S. 192) Die Abwesenheit von Vaterrollen und deren Implikationen für Mütter und Töchter nehmen Einfluss auf Vergangenheit und Gegenwart. (TiM, S. 10) Daraus resultiert die **zweite *Position*** der alleinerziehenden Mutter, von der hinwieder eine breite Palette familiärer Zuschreibungen und gesellschaftlicher Normvorstellungen beherbergt wird. Die Polarität zwischen Alleinerzieherin und Tochter einer Alleinerzieherin tritt innerhalb der *Mutter-Position* besonders markant auf und wird daher ebenso zum Untersuchungsgegenstand des ersten Kapitels. Dass die kinderlose Veronica selbsterklärend eine Ausnahme bildet, schließt die jüngste Protagonistin nicht vom Forschungsinteresse aus. Denn aus dem von ihr erlebten Perspektivenmangel und der Wut über die desolate Klimapolitik entwickelt die 20-Jährige einen speziellen Zugang zum Thema Mutterschaft, die für die gesamte von ihr vertretene Generation symptomatisch zu sein scheint. Denn diese begreift sich als *die letzte Generation*. Mit den Worten: „Ich werde ohnehin nur 40 Jahre alt. Ich kümmer

²¹ Lemma *Noetik*. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Hg. v. Johann Heinrich Alsted. Bd. 6, Basel 1984, S. 873 f.

²² Elisabeth Ströker (Hg.): Edmund Husserl. Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Hamburg: Felix Meiner 2009, S. 10-19.

mich um so etwas nicht mehr.“ (TiM, S. 356) wird die Idee einer eigenen Familiengründung erbarmungslos eliminiert.

Schließlich kommt der Familie als Schauplatz für Konflikte und ambivalente Beziehungsstrukturen eine eklatante Rolle im Roman zu. Die erlebten Reden der Protagonistinnen werden von Erinnerungen an und Mutmaßungen über die anderen dominiert. Sie erzählen dieselben autobiografischen Anekdoten auf unterschiedlichste Weisen, treten teilweise gemeinsam in Erscheinung, befinden sich ständig auf der Suche nach gangbaren Wegen für erneute Annäherungen, sind dabei stellenweise mehr oder weniger erfolgreich, identifizieren sich übereinander, entfremden sich, sind aber ausnahmslos innerhalb der *Wirklichkeiten* der jeweils anderen präsent und bewegen sich in diesen. Daher können die Erfahrungen des streeruwitz'schen Dreier-Kollektivs schließlich auch mit Hinblick auf eine **dritte Position** eingeordnet werden, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Bezeichnung „Familienmitglied“ erhält. Sie weist mit der zweiten²³ insofern eine Verwandtschaft auf, als es sich bei beiden um familiäre *Positionen* handelt. Jedoch wird eine klare Trennlinie von der Tatsache markiert, dass sich erstere (Mutter) auf die aktuelle Familie und zweitere (Familienmitglied) auf die Herkunftsfamilie bezieht.

1.3.1 Resümee des aktuellen Forschungsstandes

Das Werk Marlene Streeruwitz' wurde bereits unter vielfachen Perspektiven zum Gegenstand philologischer Forschung. So existieren beispielsweise Publikationen, die sich mit ihren poetologischen Verfahrensweisen²⁴ oder den lyrischen Momenten im Werk der Autorin²⁵ auseinandersetzen, neben solchen, die ihren Fokus auf die politische Komponente in Streeruwitz Texten legen²⁶ oder komparatistisch vorgehen und Beziehungen zu Werken anderer österreichischer Autorinnen herstellen.²⁷

²³ *Position Mutter.*

²⁴ Vgl. Mandy Dröscher-Teille: Die vier ‚Schönheiten der Literatur‘- zur Poetik von Marlene Streeruwitz. In: Mandy Dröscher-Teille & Birgit Nübel: Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 31 ff.

²⁵ Vgl. Martin Roussel: „wo ich ein bleiben/ find“. Zum lyrischen Moment in Marlene Streeruwitz' Der Abend nach dem Begräbnis der besten Freundin. In: Mandy Dröscher-Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 133 ff.

²⁶ Vgl. Christa Gürtler: Marlene Streeruwitz und ihre Poetik des Politischen. Zu *Flammenwand. Roman mit Anmerkungen*. (2019) und *Frag Marlene. Feministische Gebrauchsanleitungen*. (2018). In: Mandy Dröscher-Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 171 ff.

²⁷ Vgl. Mandy Dröscher-Teille: Autorinnen der Negativität. Essayistische Poetik der Schmerzen bei Ingeborg Bachmann – Marlene Streeruwitz – Elfride Jelinek. Paderborn: Wilhelm-Fink 2018, S. 53-62.

Der Fokus liegt hierbei wiederum sowohl auf einzelnen Aspekten innerhalb eines spezifischen Textes Marlene Streeruwitz' als auch mehrere Texte der Autorin mit Hinblick auf dasselbe Merkmal untersucht. So erforschte beispielsweise die Literaturwissenschaftlerin Inge Arteel die bildlich- visuelle Qualität in *Die Schmerzmacherin*²⁸, während sich die Hochschullehrerin Helga Schreckenberger in ihrem Artikel *Die Poetik des Banalen* mit der Banalität des typischen Alltagslebens von Frauen sowie derjenigen gesellschaftlichen strukturellen Benachteiligungen, die eine Überwindung solcher Schemata verunmöglichen, auseinandersetzt und diesen politischen Missstand anhand mehrerer ausgewählter Texte der Autorin illustriert²⁹. Anzumerken bleibt hier, dass sich die Publikationen über Streeruwitz' Werke nicht ausschließlich^{30,31} (jedoch mehrheitlich) innerhalb des deutschsprachigen Bereichs bewegen. Noch wesentlich breiter und vielfältiger als die Forschungslandschaft zu den Texten der österreichischen Autorin erweist sich jene zu transgenerationellen Übertragungsprozessen. Bereits 1928 wird die Thematik von Karl Mannheim in seinem Aufsatz *Das Problem der Generationen*³² aufgegriffen und zum Untersuchungsgegenstand verschiedener Sozialwissenschaften. Im Jahr 2008 veröffentlichten die Kultur- und Literaturwissenschaftler:innen Ohad Parnes, Ulrike Vedder und Stefan Willer unter dem Titel *Das Konzept der Generation* eine Monographie, in der sie den Versuch einer mehrperspektivischen, wissenschaftlichen Charakteristik des Generationenkonzepts in all seinen biopolitischen, historischen sowie pädagogischen Teilaspekten unternehmen. Ausgehend von der Antike bewegen sich die Autor:innen bis hin zu gegenwärtigen humanmedizinischen Diskursen und setzen sich entlang der Zeitachse mit Fragen nach definitorischen Ansätzen, Abgrenzungsmöglichkeiten, intergenerativer Verbindungen sowie den Wesenszügen der einzelnen Generationen als Erlebnisgemeinschaft auseinander³³.

²⁸ Vgl. Inge Arteel: Opake Bildlichkeit. Variationen der christlichen Leidensikonographie in *Die Schmerzmacherin*. In: Mandy Dröschner Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 97 ff.

²⁹ Vgl. Helga Schreckenberger: Die "Poetik des Banalen" in Marlene Streeruwitz' Romane "Verführungen" und "Lisa's Liebe". In: *Modern Austrian Literature* 31 (1998), H. 3/4, S. 135-137.

³⁰ Vgl. Britta Kallin: Marlene Streeruwitz's Novel 'Nachwelt' as Postmodern Feminist Biograph. In: *The German Quarterly* 78 (2005), H. 3, S. 337-356.

³¹ Natalia Dudnik: Gendering 'Bare Life': Marlene Streeruwitz's Novels 'Kreuzungen' and 'Entfernung'. In: *Monatshefte* 106 (2014), H. 3, S. 472-487.

³² Vgl. Karl Mannheim: *Das Problem der Generationen*. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7 (1928), S. 157- 185,

https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0100_gen&object=pdf&st=&l=de h (Zugriff am: 20.1.2024).

³³ Vgl. Ohad Parnes, Ulrike Vedder & Stefan Willer: *Das Konzept der Generation*. Erste Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008.

Publikationen mit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, die ihren Schwerpunkt auf *Tage im Mai* legen, existieren – vor allem aufgrund des jungen Alters des Romans – noch nicht. Folglich auch nicht solche, die die Frauengenealogie in einem Zusammenhang mit transgenerationellen Übertragungsprozessen verorten. Die vorliegende Arbeit ist somit als die erste (wissenschaftliche Arbeit) zu begreifen, die sich dezidiert mit diesem Werk der Autorin und seinen inhärenten Generationen-Konflikten beschäftigt.

1.3.2 Erfahrungsbereiche als Schwerpunktsetzung

Die Sprechanteile der Frauen unterscheiden sich nicht nur in Länge und Akzentuierung verschiedener Thematiken, es kommt zudem zur Auseinandersetzung mit mannigfaltigen, teilweise Jahrzehnte zurückliegenden Begebenheiten, wodurch eine zu feingliedrige Segmentierung nicht effektiv ist. Innerhalb jeder *Position* soll daher ein besonderer Fokus auf drei ausgewählte Erfahrungsbereiche gelegt werden.

Die Protagonistinnen setzen sich permanent mit der gegenwärtigen Gesellschaftspolitik auseinander (TiM, S. 346) und bringen dabei ihre eigenen defizitären Lebenslagen, geprägt von Einsamkeit (TiM, S. 314), sich anbahnende Depressionen (TiM, S. 16), unbefriedigte Begehren (TiM, S. 123), Zurückweisungen (TiM, S. 201) und Antriebslosigkeit (TiM, S. 199), mit diesen in Verbindung. Der erste Erfahrungsbereich konstituiert sich daher aus der Synthese zwischen *politischem Weltgeschehen und eigenen Lebensdefiziten*.

Die Polarität zwischen Herkunfts- und Kernfamilie materialisiert sich vor allem durch die Perspektiven der beiden älteren Generationen und ist das Fundament, auf dem sich der zweite Erfahrungsbereich *Distanz und Nähe zur Familie* konstituiert. Im Zentrum stehen Fragen nach Identifikations- und Abgrenzungsprozessen. Es geht um die Triebkräfte, die die Protagonistinnen einander näherbringen sowie die distanzschaffenden Momente.

Aus der Verbindung zwischen Mutterschaft und Erziehungsaufgaben eröffnet sich schließlich der letzte Erfahrungsbereich. Analyse oder Interpretation jeglicher pädagogischen Fragen können selbsterklärend nicht zum Teil einer philologischen Arbeit werden. Beachtlich für die streeruwitz'sche Frauen-Genealogie ist dennoch die Frequenz, in der die erfahrene Erziehung und mit dieser einhergehenden Schuldzuschreibungen als Thematik aufgegriffen werden (TiM, S. 113), besonders unter Berücksichtigung der Tatsache, dass alle Frauen zur erzählten Zeit bereits das Erwachsenenalter erreicht haben. Das Verfallen in Muster, bei denen eine Nachskizzierung mit anschließender Bewertung längst vergangener Versionen der jeweils anderen erfolgt, sind die Konsequenz. (TiM, S. 113) Diese Schemata nehmen wiederum

Einfluss auf die gegenwärtigen Beziehungsstrukturen der Frauen. Im Fokus der *Wirklichkeiten* innerhalb der verschiedenen *Positionen* steht daher *Erziehung und Schuld* als dritter Erfahrungsbereich.

1.3.3 Rolle der Generation

Schließlich ist die bereits mehrfach angesprochene Generation als Trägerin von Veränderung, Tradition, Stabilität und Revolution³⁴ für die *Wirklichkeiten* der Großmutter-Mutter-Enkelinnen-Triade fundamental. Erneut wird mit dieser ein maskulin-konnotiertes Metier in die weibliche Perspektive gerückt. Denn größere, fiktive Erzählungen über intergenerationelle Verhältnisse – es kann an Iwan Turgenjews *Väter und Söhne*³⁵ erinnert werden – sind von Männern dominiert. Die Einordnungsprozesse der Protagonistinnen lassen sich – so die zugrundeliegende Annahme – nicht nur in Hinblick auf ihre *Positionen* als Frauen, Mütter und als sich in einem spezifischen Familienkonnex bewegend *Personen* lesen, sondern auch als Stellvertreterinnen für ihre jeweilige Zeit.

Das mannigfaltige Konzept der Generation kann als epistemologische Einheit in der Beschreibung kultureller Phänomene, als Werkzeug gesellschaftsanalytischer Prognosen sowie als zeitliche Maßeinheit oder Prädiktor für politische Veränderungsprozesse fungieren.³⁶

Marlene Streeruwitz deckt mit ihrer Frauen-Genealogie das Spektrum von der sekundär traumatisierten Nachkriegsgeneration (Christl) bis zur gemeinhin als technologie-affin und umweltbewusst geltenden, sich selbst als „die letzte Generation“-begriffenden Generation Z (Veronica) ab. Der Generationen-Begriff zirkuliert nicht nur in großzügigem Ausmaß innerhalb des Romans (TiM, z.B. S.10, S. 192, S. 345), denn es wird ferner evident, dass sich die Protagonistinnen der zwischen Generationen liegenden Diskrepanzen durchaus bewusst sind (TiM, S. 345). Bevor die Untersuchung der Einordnungsprozesse von Realität zu erlebter *Wirklichkeit* – unter Berücksichtigung aller soeben erläuterten Annahmen und Voraussetzungen – beginnt, erfolgt eine theoretische Einordnung des Generationenbegriffes.

³⁴ Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 205.

³⁵ Iwan Turgenjew: *Väter und Söhne*. Berlin: Suhrkamp 2007, S. 56.

³⁶ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 10-14.

1.3.4 *Position* und *Person* in “Tage im Mai”

Innerhalb des dritten Kapitels wird dem Begriff *Position* eine weitere Verständnisebene hinzugefügt. Das Forschungsinteresse wird auf die möglichen semantischen Dimensionen der Bezeichnungen *Position*, *Person* und Zuschreibung im streeruwitz’schen Sinne sowie deren Abgrenzungen zueinander gelegt. Es erfolgt eine theoretische Fundierung des Personenbegriffes unter Berücksichtigung verschiedener disziplinärer Ansätze und definitorischer Veränderungen im Wandel der Zeit. Darauf folgt die Herausarbeitung einer möglichen Auslegung innerhalb des Romans sowie deren implizite Folgen für die *Wirklichkeiten* der Frauen.

Roman dialogué tauft die Autorin ihr Werk selbst. Diese Verortung innerhalb eines literarischen Genres erscheint bei oberflächlicher Betrachtung insofern konfus, als von den Dialogen³⁷ ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gesamthandlung eingenommen wird. Im dritten Kapitel soll daher untersucht werden, inwiefern der Inhalt des Romans seiner Gattungszuordnung dennoch gerecht wird. Aufbauend auf der Annahme, dass der Roman abseits der direkten Gespräche zwischen Konstanze und Veronica ein Quantum nicht unmittelbar offensichtlicher Dialoge beherbergt, wird auf die innerhalb des zweiten Kapitels behandelten *Positionen* zurückgekommen. In Folge wird untersucht, inwiefern die Protagonistinnen von diesen in ihrer Handlungssouveränität sowie diversen Entscheidungsspektren eingeschränkt werden. In welchem Maße der Dialog, der sich nicht zwingend in Form einer synchronen Konversation materialisieren muss, Abhilfe leisten kann, wird zum Schluss des dritten Kapitels untersucht.

Letztlich entfacht sich innerhalb des streeruwitz’schen Beziehungsgeflechtes – bedingt durch die wenig aufgearbeitete Vergangenheit und mangelnde Aussprache – eine Mannigfaltigkeit an Missverständnissen und Fehlinterpretationen, die sich in der erzählten Zeit nach wie vor ausdrückt. Schließlich soll vor Schlusswort und Zusammenfassung der vorsichtige Versuch vorgenommen werden, die Perspektiven der Frauen miteinander zu vertagen.

Es bleibt zu erwähnen, dass im Folgenden Erfahrungen immer wieder neu eingeordnet und je nach Einordnung neue Zusammenhänge und Interpretationsansätze hergestellt werden. Eine solche Technik setzt voraus, dass dieselben Begebenheiten innerhalb unterschiedlicher Kontextualisierungen mehrmals behandelt werden. Wird daher eine Textstelle des Romans wiederholt aufgegriffen, so ist ein solcher Rückbezug nicht als Redundanz aufzufassen.

³⁷ Dialog hier zu verstehen als synchrone, medial mündliche Konversation zweier Gesprächspartnerinnen, die während derselben beide physisch anwesend sind.

2. *Wirklichkeit* und Einordnung im Roman

Die der folgenden Untersuchung zugrunde liegende Abgrenzung zwischen den erlebten *Wirklichkeiten* der Frauen und der von Einordnungsprozessen unberührten Realität wurde bereits einleitend beschrieben. Innerhalb des vorliegenden Kapitels wird eine Segmentierung jener *Wirklichkeiten* auf drei *Positionen* – Frau, Mutter und Familienmitglied – vorgenommen. Jede *Position*, hier zu begreifen als eine Perspektive, unter der die *Wirklichkeit* der Protagonistinnen von diesen erlebt und eingeordnet wird, wird separat dargestellt. Die folgenden Unterkapitel gliedern sich dementsprechend in drei Teile. Das Forschungsinteresse richtet sich innerhalb eines Teils auf die *Wirklichkeit* der behandelten Protagonistin innerhalb der jeweiligen *Position*.

Genau wie die Einordnungsprozesse der Frauen voneinander abweichen können, kann dieselbe Frau ihre *Wirklichkeit* in unterschiedlichen *Positionen* andersartig einordnen. So ist es beispielsweise möglich, dass die Einordnung eines Segments der Realität³⁸ in die *Wirklichkeit* einer Protagonistin innerhalb der *Position* Frau anders ausfällt als in die *Wirklichkeit* derselben Protagonistin in der *Position* Mutter. Auch können sich die Einordnungsprozesse innerhalb der *Positionen* widersprechen.

Ein grundlegendes Ziel des vorliegenden Kapitels besteht jedoch darin, die Protagonistinnen innerhalb ihrer *Wirklichkeiten* durchgängig voneinander zu trennen. Die *Wirklichkeit* einer Protagonistin innerhalb der *Position* einer anderen Protagonistin wird nur dann integriert, wenn dies der Vervollständigung der gesamten Perspektive zuträglich ist. Thematisch stehen die einleitend beschriebenen Erfahrungsbereiche im Zentrum der Untersuchung.

Die *Wirklichkeiten* der Frauen sowie die Einordnungs- und Interpretationsprozesse innerhalb der *Positionen* werden zusätzlich maßgeblich durch ihre generationelle Zugehörigkeit geformt. Christl, Konstanze und Veronica sind dementsprechend immer auch als Stellvertreterinnen ihrer jeweiligen Generationen zu begreifen. Die generationelle Perspektive und ihr Einfluss auf die *Wirklichkeiten* innerhalb der *Positionen* werden folglich im Verlauf der Untersuchung berücksichtigt. Grundsätzlich wird davon ausgegangen, dass Marlene Streeruwitz ihren Generationenbegriff in einem weitestgehend an traditionelle Ansätze anknüpfenden Sinn gebraucht. Da innerhalb interdisziplinärer Ausrichtungen dennoch unterschiedliche Zugänge zum Begriffsverständnis auftreten, werden in einem ersten Schritt jene Aspekte herausgearbeitet, die für den streeruwitz'schen Roman fruchtbar gemacht werden können.

³⁸ Hier zu begreifen als ein gegebener situativer Kontext.

2.1 Generation und *Wirklichkeit*

Abgesehen von disparaten Anschauungen, Idealen und Zugängen zu Vergangenheit und Gegenwart trennt die Protagonistinnen ein beträchtlicher Altersunterschied. Die Figuren der Großmutter, Mutter und Tochter beziehungsweise Enkelin sind im Rahmen der folgenden Kapitel demnach immer auch als Stellvertreterinnen ihrer jeweiligen Generationen zu begreifen. Jegliche Kommunikation derselben muss dementsprechend als Interaktion verschiedener generationeller Einheiten gelesen werden.

Ein eigener definitorischer Zugang zum Generationenbegriff wird innerhalb der Arbeit, anders als es für den Personenbegriff der Fall ist, nicht herausgearbeitet. Das Deutungsspektrum der Bezeichnung Generation erstreckt sich von „Berechnungsgröße des Menschenalters, Kategorie vormoderner Verwandtschaftsformen und symbolische Form der Kulturgeschichte“³⁹ bis hin zu Generation als Organ verschiedener Schulen der Psychoanalyse⁴⁰, als Wurzel des Erbrechts sowie Fachausdruck in der weiten Landschaft wissenschaftlicher Experimente⁴¹. Deswegen bedarf der Begriff dennoch einer theoretischen Fundierung. Das Interesse des vorliegenden Kapitels besteht jedoch nicht in einer erschöpfenden Untersuchung verschiedener semantischer Auslegungen der Bezeichnung, sondern in einer Herausarbeitung derjenigen Aspekte verschiedener Definitionen, die sich für den angeführten Zweck substantiieren.

Ihre Funktion einer zeitlichen Strukturierung ist das vermeintlich relevanteste Wesensmerkmal der Generation. Bei der Annahme, dass Generationen sich in einer wie auch immer gearteten Beziehung zur Zeit verhalten, ist sich die Mehrheit der unterschiedlichen disziplinären Ausrichtungen einig. Bei der Frage nach der genauen Beschaffenheit der Relation zwischen Generation und Zeit beginnen die Ansätze bereits zu divergieren. Mit Blick auf die Streeruwitz-Genealogie empfiehlt es sich eine vertikale Trennlinie entlang der Zeitachse anzunehmen, die einen zeitlichen Abschnitt auf den anderen folgen lässt. Hieraus ergibt sich hinwieder die Schwierigkeit der Positionierung jener Abschnitte. Eine Option bestünde in einer groben Einteilung, wie sie etwa von Friedrich Schleiermacher⁴² vorgenommen wurde, in jeweils eine *junge* und eine *alte* Generation. Die Trennlinie ist dabei nicht ab einem gewissen Alter vorgegeben, sondern setzt sich selbstständig an der Übergangsschwelle vom *zu Erziehenden*

³⁹ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 10.

⁴⁰ Vgl. ebd.

⁴¹ Vgl. ebd.

⁴² Vgl. Friedrich Schleiermacher: Grundzüge der Erziehungskunst, in: Friedrich Schleiermacher: Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe, Bd. 2, Hg. v. Michael Winkler & Jens Bachmann. Frankfurt am Main 2000, S. 9 ff.

zum *erziehenden* Subjekt.⁴³ Implizit ist dabei die Annahme, dass dieser nur einmal und nur in eine Richtung erfolgen kann, sprich, dass das Individuum seinen Platz in der *erziehenden Generation* behält, sobald diese einmal betreten wurde. Jedoch erweist sich ein reiner alt-jung-Dualismus bei Übertragung auf die Protagonistinnen eher als unpraktisch, da die Notwendigkeit einer zeitlichen Strukturierung besteht, anhand derer die Streeruwitz-Genealogie in mindestens drei Abschnitte unterteilt werden kann. Der postulierte Zusammenhang zwischen Generation und Erziehung innerhalb des schleiermacher'schen Zugangs könnte dennoch von diesem abstrahiert und für den Generationenbegriff innerhalb des Romans fruchtbar gemacht werden. Nicht nur kommt der Erziehungsthematik im Verlauf der Handlung grundsätzlich eine eklatante Rolle zu, es wird auch immer wieder eine Entwicklung der Erziehungsmuster und Methoden im Fortschreiten der Zeit postuliert: „Andere Zeiten. Es ist nicht vergleichbar. [...]“ (TiM, S. 172), „[...] Und bitte keine Vergleiche.“ (TiM, S. 364) Auch die „[...] Trennung und Entgegensetzung zwischen Alt und Jung mit ihrem Beiklang eines Konkurrenzprinzips“⁴⁴ wird von der Streeruwitz-Genealogie adäquat widergespiegelt und drückt sich beispielsweise in Veronicas Revolte gegen die Eltern-Generation (TiM, S. 227) oder Konstanzes Eifersucht gegenüber Christl (TiM, S. 10 ff.) aus.

Innerhalb jener Ansätze mit dichterem sowie präziseren Zeitverständnissen existiert hinwieder ein breites Spektrum. Als im späten neunzehnten Jahrhundert dahingehende Desiderate formuliert wurden, etablierten sich verschiedenste „demografisch-statistische“⁴⁵ Varianten zu den Einteilungen der Generationen mithilfe mathematischer Äquivalente.⁴⁶ Im Manuskript zu seiner *Übersicht aller Übertragungsneurosen*, entwickelt Sigmund Freud einen Generationen-Begriff, der gleichsam historisch wie genealogisch funktioniert⁴⁷, indem die „familiäre Genealogie“⁴⁸ mit kulturhistorischem Zusammenhang fusioniert wird.⁴⁹ Die Dauer einer Generation wird innerhalb der freud'schen Tradition als eine „Einheit von 20 bis 30 Jahre[n] [M.S.13.1.24]“⁵⁰ bestimmt. Diese Eingrenzung der Zeit scheint für den Generationenbegriff

⁴³ Vgl. ebd.

⁴⁴ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 84.

⁴⁵ Ebd., S. 220 f.

⁴⁶ Vgl. Beate Fietze: Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität. Bielefeld: transcript 2009, S. 26 ff.

⁴⁷ Vgl. Freud Sigmund: Übersicht aller Übertragungsneurosen. Ein bisher unbekanntes Manuskript, Hg. v. Ilse Grubrich-Simitis, Frankfurt am Main: Fischer 1999, S. 287-444.

⁴⁸ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 295.

⁴⁹ Vgl. ebd.

⁵⁰ Ebd. S. 297.

innerhalb des Romans weitestgehend legitim und erlaubt geringstenfalls die Einteilung der Großmutter-Mutter-Enkelin-Triade in drei distinkte Generationen.

Über die Generation als reines Zeitmaß hinaus beherbergt der freud'sche Ansatz eine anthropogene Komponente.⁵¹

Die Annahme einer ausschließlich zeitlichen Einteilung unabhängig aller gesellschaftspolitische Zusammenhänge und die damit einhergehende Möglichkeit eines Weltverständnisses, losgelöst von historischen Kontexten, wäre nicht nur grundsätzlich kontrovers, sie würde auch dem Generationenverständnis innerhalb des streeruwitz'schen Romans nicht gerecht. Die Generation ist dementsprechend in den folgenden Kapiteln nicht nur als eine *die Zeit strukturierende Kraft*, sondern auch als „[...] epistemologische Einheit in der historischen Beschreibung von kulturellen und sozialen Phänomenen“⁵² zu lesen.

Die soziale, politische Dimension des Generationenbegriffes ist bereits Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei Marx und Engels evident, wenn diese davon ausgehen, dass historische und gesellschaftliche Zusammenhänge „in Form generationeller Einheiten“⁵³ organisiert und untersucht werden müssen.⁵⁴ Jeder Figur ist neben allen *Positionen* auch der jeweilige sozial-kulturelle Kontext ihrer Generation eingeschrieben. Wenn in den nachstehenden Kapiteln die Figurenkonstellationen, die Handlungsformen sowie die Kommunikationsschemata innerhalb der Frauen-Genealogie untersucht werden, dann gehen diese über den Rahmen des individuellen, familialen Konstrukts hinaus. Denn innerhalb einer Generation materialisiert sich nicht lediglich ein historischer Hintergrund, sondern gleichsam „ihre Beziehungen zu vergangenen Generationen“⁵⁵ sowie „die Entwicklungsgrenzen für zukünftige Generationen“⁵⁶ und kann somit als „Kategorie für die Erklärung der Beziehungen der Generationen von Menschen untereinander“⁵⁷ gelesen werden. Dieselbe Frage, die sich bei der zeitlichen Einteilung stellte, wirft auch der Generationsbegriff als sozial-historisches Konstrukt auf und bleibt letztlich im Kontext der vorliegenden Arbeit unbeantwortet⁵⁸: Wie könnte die Grenzlinie

⁵¹ Vgl. ebd., S. 112.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Karl Marx & Friedrich Engels: Die deutsche Ideologie. Kritik der neusten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und dessen des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: Karl Marx & Friedrich Engels: Werke. Berlin: Dietz Verlag 1978, S. 43 f.

⁵⁵ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 206.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd., 209.

⁵⁸ Von einer fundierten Auseinandersetzung wird im Rahmen der vorliegenden Arbeit aus dem Grund abgesehen, dass es sich hierbei eindeutig um eine sozialwissenschaftliche und nicht um eine philologische Fragestellung handelt.

zwischen den Generationen sinnvollerweise gezogen werden? Beziehungsweise angewendet auf die streeruwitz'schen Protagonistinnen: Wo sind die Demarkierungen, aber auch Überschneidungsräume zwischen den Frauen zu lokalisieren? So wird beispielsweise der Weltschmerz über Krieg und Krise: „Es war der Schmerz über alles. Über alles, was nicht gewesen und was gewesen. Der Schmerz über das Leben insgesamt.“ (TiM, S. 8) von allen Protagonistinnen erlebt und ist nicht von einer Generation beanspruchbar.

Zusammenfassend bewegen sich die Protagonistinnen im selben Zeitraum und nehmen innerhalb dessen gesellschaftliche Wandelprozesse wahr. Dass simultanes Erleben aber nicht automatisch zu deckungsgleicher Interpretation führt, kann mitunter auch auf die Zugehörigkeiten verschiedener Generationen zurückgeführt werden. Denn durch den generationellen Filter werden politische Subversionen sowie soziale Phänomene anders beurteilt, kanalisiert und eingeordnet.⁵⁹ Dem Generationenbegriff innerhalb der Streeruwitz-Genealogie ist daher neben einer vertikal-zeitlichen eine horizontal- gesellschaftspolitische Komponente inhärent. Anders ausgedrückt ist die Gesellschaft als sozialer Raum, die sich durch Co-Existenz verschiedener Generationen und intergenerationeller Beziehungen konstituiert, als „synchrones Phänomen“⁶⁰ zu begreifen, während die einzelnen generationellen Einheiten diachrone Bausteine innerhalb fortschreitender Zeit sind.

Die einer Generation zugehörenden Individuen lassen sich wiederum als Erfahrungs- beziehungsweise Schicksalsgemeinschaften interpretieren.⁶¹ Sie bewegen sich nicht nur zu einem gegebenen Zeitpunkt im selben Zeitraum, sondern haben auch in der Vergangenheit zur selben Zeit dieselben Erfahrungen erlebt. Das Konglomerat vergangener Geschehen, Beobachtungen und Schicksale bildet wiederum den Unterbau für die jeweilige Einordnung neuer Erlebnisse. Im Folgenden sollen nun die Einordnungen der streeruwitz'schen *Wirklichkeiten* unter Berücksichtigung der Perspektive unterschiedlicher generationeller Zugehörigkeiten gezeigt werden.

⁵⁹ Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 218.

⁶⁰ Ebd., S. 199.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 261.

2.2 Christl

Zum Zeitpunkt der Handlung hat die ehemalige Krankenschwester ihre Berufslaufbahn bereits beendet (TiM, S. 332) und verbringt den Lebensabend mit ihrem Ehemann Franz – der nicht der biologische Vater ihrer Tochter ist – in Salzburg. Nicht nur ihre medizinischen Fachkenntnisse haben im Pensionsalter Fortbestand (TiM, S. 343 f.), denn Christl vermittelt den *Lesenden* einen in vielerlei Hinsicht erfahrenen und geistreichen Eindruck. (TiM, S. 349) Die erlebte Rede der ältesten Protagonistin bewegt sich nicht an der Oberfläche, sondern wirkt im Gegenteil vielschichtig und ausreichend überdacht. Sowohl inhaltlich als auch sprachlich befindet sie sich am Puls der Zeit. Scharfe, konkrete Formulierungen und thematische Profundität lassen sie aufgeschlossen, kritisch und realitätsnah wirken:

[...]. Die Wahrheit. Das ist doch die Wahrheit. Die ukrainischen SUVs in der Untersberg-Garage. Die haben das Geld auch von ihren Leuten gestohlen. Und die armen Teufel, die in den Krieg müssen. Und ich weiß nichts. [...]. Aber das ist Krieg. Dass man das alles nicht weiß. Nichts wissen kann. Darf. Blind gemacht. (TiM, S. 347)

Weder zynische Verbitterung noch träumerische Gemütlichkeit, die den Narrativen von Großeltern-Generationen häufig immanent sind, werden im Lesen des Romans bei Christl deutlich.

Die älteste Protagonistin ist der Nachkriegsgeneration zuzuordnen, was für die Einordnung ihrer Erfahrungen als Frau, Mutter und Familienmitglied unterschiedliche Implikationen hat. Grundsätzlich wirkt Christl in ihrem Sprechanteil äußerst ungekünstelt und realitätsbewusst. (TiM, S. 347 ff.) Starke Abschweifungen oder die Hingabe können die *Lesenden* in ihrer erlebten Rede kaum vorfinden. Der gefestigte, pragmatische Zugang der ältesten Generation manifestiert sich innerhalb der Einordnung ihrer erlebten *Wirklichkeit*.

2.2.1 Die Frau

Innerhalb von Christls *Wirklichkeit* als Frau werden jene Resistenz und Robustheit evident, die für die Generation, geprägt von den existenziellen Krisen, verursacht durch zwei Weltkriege, symptomatisch sind. (TiM, S. 348) Mit Beginn des Russland-Ukraine Krieges erlebt die Protagonistin eine Retraumatisierung ihrer Nachkriegserfahrungen: „Ich habe meinen Frieden gemacht. Meinen Frieden gemacht gehabt. Mit der ganzen Katastrophe. Aber nein.“ (TiM, S. 350) Dennoch verfällt Christl nicht in Pathos und Larmoyanz. Ihr Denken bleibt im Gegenteil stringent und geht nicht in unkontrollierte Theatralik über. Christl versucht sich über einen unlenkbaren Zustand zu erheben und trotz, oder aufgrund, ihrer Erfahrungen einen

pragmatischen Zugang zu finden. Die Frage nach realistischen Schritten, die in einem akuten Fall der Krise ergriffen werden könnten sowie die Einleitung prophylaktischer Maßnahmen tauchen im Spezifischen nur im Sprechanteil der ältesten Protagonistin auf. (TiM, S. 350)

Zur erzählten Zeit befindet sie sich in einer finanziell stabilen Situation. Christls unmittelbare Existenz ist das erste Mal seit Anbeginn ihrer Biografie vollständig gesichert, womit sie zur einzigen Frau innerhalb der Streeruwitz-Genealogie wird, die keine akuten beruflichen Probleme oder Ressourcenmängel erlebt. (TiM, S. 233) Dennoch wird ihre *Wirklichkeit* von einer Kombination aus familiären Angelegenheiten und den prekären Zuständen der Gegenwartspolitik dominiert. (TiM, S. 346 f.)

Das fortgeschrittene Alter begreift die Pensionistin nicht als Berechtigung zu Konvenienz, die materielle Stabilität nicht als Motivation innerhalb der eigenen Gegebenheiten zu verharren. Mit den gesellschaftlichen Entwicklungen sowie sozialen Fragen, die nächste Generation betreffend, setzt sie sich im Gegenteil ausgiebig auseinander. (TiM, S. 348 ff.) Die politischen Zustände erlebt sie nicht als Fügung des Schicksals, sondern verortet Schuld und Verantwortung an Krieg, Pandemie und Klimakatastrophe ganz dezidiert:

[...]. Das ist doch der Satz, den man immer hört. Eine Ausrede ist das. Eine blanke Ausrede von denen. Von diesen. Deppen. Das sind doch alles Deppen, die uns in diesen Krieg hineinreite. Und unser Bundeskanzler. Der macht sich zum Deppen, damit er nicht blöd dasteht. Unter seinesgleichen. Aber seinesgleichen, das sind nicht wir. Ich kenne niemanden, der diesen Krieg will. Der in diesen Krieg will. Und jetzt machen sie sich über die Deserteure in Russland lustig, statt sich zu freuen, dass es Männer gibt, die nicht töten wollen. Die haben da überhaupt keinen Rückhalt in Russland. Diese Zelenskys. Die wollen doch nur keinen Frieden. Der hat da seine Rolle, und die Oligarchen aus der Ukraine gehen zu den Salzburger Festspielen und brauchen zwei Parkplätze für ihre SUVs in der Untersberg-Garage. Das hät [sic!] ich mir schon gedacht, dass es so glatt wiederholt nicht geht. Gehofft hätte ich das. (TiM, S. 346 f.)

Mit Begriffen wie „Deppen“, „Bundeskanzler“, „Zelenskys“ oder „Oligarchen“ (TiM, S. 346 f.) adressiert die Protagonistin teils spezifische Personen, teils Personengruppen. Gemeint sind aber ausschließlich Männer. Als Frau innerhalb einer patriarchal-normierten Gesellschaft erlebt sich Christl von maskulinen Machthabern ohnmächtig, gedemütigt, bloßgestellt und in ihrer Freiheit unterminiert:

Und wie das wieder stimmt. Ziehen. Hinziehen. Herziehen. Das machen die mit uns. Puppenspiele mit uns sind das. Tödliche Blödeleien. Da muss nur einer betrunken eine Granate in so ein Atomkraftwerk schmeißen. Oder jemand sich für irgendwas rächen. Da muss keine große Strategie erfunden werden. So ein Krieg. Da passieren die Sachen. Da passieren die Sachen so irgendwie. (TiM, S. 346)

Liberalistische, undogmatische Wertvorstellungen und demokratische Grundsätze sieht sie klar gefährdet. (TiM, S. 346 f.) Die Zustände sind ihrer Ansicht nach kein Zufall, sondern das Produkt aus Kapitalismus, Korruption, Machtmissbrauch und der Geldgier politischer Akteure, die nun von ihr als Frau schweigend hingenommen werden sollen. (TiM, S. 347) Resignation oder Akzeptanz sind jedoch – auch im Sinne der nachfolgenden Generationen – keine Option:

„Und nein. [...]. Keiner von diesen Verbrechern da oben hat es verdient, dass die zwei sich kränken. Oder nachdenken müssen. [...].“ (TiM, S. 348)

Trotz überdurchschnittlicher Belastbarkeit erlebt sie – wie alle Frauen der Streeruwitz-Genealogie – das dringende Bedürfnis nach Sicherheit:

Und wir werden eine Kreuzfahrt machen. Der Franz und ich. Ganz gleich was kommt. Nordkap. Das möchte ich sehen. Und so ein Kreuzfahrtschiff. Das ist so eine Welt für sich. Da ist alles geregelt. Wir werden Kreuzfahrten statt der Gartenreisen machen. Wenn die Bäume alle sterben und die Gärtner auch nur lügen. In Kew »Die kommen wieder.«, sagt die Fremdenführerin von Kew Gardens, und wir sehen gleichzeitig, dass die Bäume tot sind. Die Lawsoniana »Filifera«. 1887 gepflanzt. Nein. Das brauche ich nicht mehr. Chamaecyparis filifera. Tot. Bleich. Wenn Bäume sterben, dann werden die auch leichenblass. Und die will uns einreden, dass es nicht so ist. (TiM, S. 349)

„Pallawatsch“ (TiM, S. 344) tauft die Protagonistin jene konfuse Unvollständigkeit, von der sie ihr Leben begleitet sieht: „Ich bin ja auch so irgendwie. Und es lässt sich nichts sagen.“ (TiM, S. 346) Entgegen der Annahmen ihrer Tochter: „[...] Zu einem Mann, der ihr alles bieten konnte.“ (TiM, S. 24) wird Christls Bedürfnis nach Organisation und Ordnung nicht durch eine stabile Ehe und finanzielle Absicherung befriedigt. Wenn die Pensionistin in zynischem Unterton von einer geplanten Kreuzfahrt spricht, dann ist diese nicht als tatsächliche Reiseambition zu lesen. Es handelt sich um die Versinnbildlichung ihres Wunsches, sich über die Kalamität der Lage: „Wenn die Bäume alle sterben [...]“ (TiM, S. 349) zu bemächtigen: „Ganz gleich was kommt.“ (TiM, S. 349) und authentische Sicherheit herzustellen. Ferner steht die Metapher des Schiffes auf dem „alles geregelt“ (TiM., S. 349) ist, für den Verlust der Handlungssouveränität innerhalb ihrer *Wirklichkeit*.

Die wütende Frustration und der sarkastische Wortwitz, die Christls Sprechanteil inhärent sind sowie eine Kombination aus medizinischen Kenntnissen (TiM. S. 346) und Berührungspunkten mit Krieg und Krise in früheren Entwicklungsphasen (TiM, S. 347) lassen die älteste Protagonistin bei einer undifferenzierten Betrachtung weniger expressiv als die anderen Frauen wirken. Umfangreiche Gedankengänge rund um Alltagsproblematiken oder unmittelbare Beobachtungen bleiben in ihrer erlebten Rede weitestgehend aus. (TiM, S. 343-350) Zudem finden die *Lesenden* in Christls Sprechanteil einen vergleichsweise plastischen Ausdruck „Sterben lassen.“ (TiM, S. 343) und ein wesentlich geringeres Maß an Autokommunikation vor.⁶² Kindheit und Jugend verbrachte Christl in den Rollen des „Kriegsbestandteil[s]“ (TiM, S. 348 [M.S.29.11.23]), des „Russenkind[es]“ (TiM, S. 348 [M.S.29.11.23]), und der unehelichen Tochter einer Alleinerzieherin (TiM, S. 343); das Erwachsenenalter in jenen der berufstätigen Frau und alleinstehenden Mutter „mit dem unsichtbaren Kind“ (TiM, S. 344). Das

⁶² Christl richtet beispielsweise weniger Fragen an sich selbst.

Konglomerat aller Erfahrungen politischer und existenzieller Unsicherheit manifestiert sich innerhalb ihrer erlebten Rede in der Tat nicht in Form von Sensitivität, Pathos oder Sinnlichkeit. Die pragmatischen Zugänge, die Souveränität, das Pflichtbewusstsein und die Einsatzbereitschaft (TiM, S. 345 ff.) der ältesten Protagonistin lassen sich womöglich unter der Bezeichnung ‚strenge Hingabe‘ zusammenfassen. Profanen geschlechtlichen Zuschreibungen wie einem sanften, emotionalen Auftreten oder der Rolle der ‚fürsorglichen Abhängigen‘ wird Christl innerhalb ihrer *Wirklichkeit* als Frau nicht gerecht. Ebenfalls ungerechtfertigt ist jedoch das Bild einer herrschsüchtigen, eigennützigen Egozentrikerin, mit dem sie in Folge wiederkehrend konfrontiert wird: „Bitte. Die Oma Christl hat den Opa Franz unter der Knute.“ (TiM, S. 164), „[...] Und sie wusste, was Befehle waren. Die Oma Christl hatte ihr das beigebracht.“ (TiM, S. 194), „Sie sei eben ein alter Feldwebel, sagte sie dann. Und dass sie sich halt immer durchsetzen habe müssen.“ (TiM, S. 194), „Sie war von einer narzisstischen Mutter erzogen worden.“ (TiM, S. 277) Die Implikationen, die die soeben angesprochenen Biografeme für ihre *Wirklichkeit* als Mutter haben, sind Untersuchungsgegenstand des folgenden Kapitels.

2.2.2 Die Mutter

Unbehagen und Konfusion innerhalb der Mutter-Tochter-Dynamik sowie die Abwesenheit der Vater-Rolle wurden von Christl in der eigenen Kindheit bereits erlebt und setzen sich innerhalb der Streeruwitz-Genealogie fort. (TiM, S. 344) Anstelle einer eindeutigen Beschreibung treten bruchstückhafte, je nach Frauenperspektive divergierende Indizien in Bezug auf Konstanzes Zeugungsakt. Veronica erfährt zumindest eine Ausführung, die sowohl ihrer Mutter als auch den *Lesenden* vorenthalten bleibt. (TiM, S. 366) Ohnehin geben jedoch zwei Gründe berechtigten Anlass zum Zweifel an deren Wahrheitsgehalt.

Die Enkelin wurde erstens von ihrer Großmutter bereits einmal bezüglich einer vermeintlich vorgenommenen Abtreibung angelogen. (TiM, S. 347) Während die Version der Geschichte, die in Veronicas *Wirklichkeit* als Wahrheit angenommen wird, gänzlich imaginiert ist, erfahren die *Lesenden* durch die erlebte Rede der ältesten Generation zwar eventuell nicht die vollständige Auflösung, doch geringstenfalls Christls *Wirklichkeit*. (TiM, S. 347) In dieser soll nicht der Familienfreund Roman Stieglitz ihre Tochter ein paar Jahre vor der Geburt der Enkelin geschwängert haben (TiM, S. 360), sondern der Schwangerschaftsabbruch gar nicht von Konstanze selbst, sondern einer Freundin vorgenommen worden sein:

Das weiß die Konstanze ja auch nicht. Dass ich weiß, dass die Rechnung für die Abtreibung für die Marielies war. Da hat die Konstanze ihren Namen hergegeben. Da sag ich ja auch nicht, dass ich es weiß, weil sie es so will. (TiM, S. 347)

Der Anlass der Tochter, die Abtreibung einer anderen Frau als ihre eigene auszugeben, anstatt offen bei der Mutter um Geld anzusuchen, ist für die älteste Protagonistin leicht herleitbar: In Christls *Wirklichkeit* wird der erfundene Schwangerschaftsabbruch als Akt der Revolte gegen die Mutter eingeordnet: „[...] Dass ich glaube, sie hat eine Abtreibung gemacht. Damit ich mich bestraft fühle.“ (TiM, S. 347) Eigensinn und Aufsässigkeit begreift sie als die Wurzel für das Verhalten der Tochter: „[...] Weil sie das braucht, sich gegen mich zu wehren.“ (TiM, S. 347) Ein darüberhinausgehender Zweck wird nicht erkannt. Unter der Perspektive der desolaten Mutter-Tochter-Kommunikation könnte Konstanzes Ressentiment als chiffrierter Annäherungsversuch gelesen werden. Die Evokation negativer Aufmerksamkeit der Mutter wäre demnach kein boshafte Aufbegehren, sondern Interaktionsmechanismus.

Die Geschichte um Christls eigenen Zeugungsakt ist ähnlich undurchsichtig und wird somit zum zweiten ungleich gravierenderen Argument für die Annahme, dass der Enkelin nicht die wahren Hintergründe der Identität des Großvaters offengelegt wurden. Denn die älteste Generation der Streeruwitz-Genealogie ist, so legt es ihr Verdacht nahe, das Ergebnis einer Vergewaltigung der Mutter durch einen osteuropäischen Soldaten: „Und wenn es eine Vergewaltigung war.“ (TiM, S. 344) Während diese Vermutung recht unmissverständlich angesprochen wird, weist nur eine kleine Nuance innerhalb Christls Sprechanteils darauf hin, dass sich das Schicksal der Mutter an ihr wiederholte und auch sie selbst durch einen Gewaltakt entstand: „Und warum hat sie es nicht gesagt. Wie das war. Die Mama. Wie das gewesen war. Spätestens bei der Konstanze dann. **Es war doch vielleicht dasselbe.**“ (TiM, S. 344) Würde Konstanzes Geburt ebenfalls als Resultat einer Vergewaltigung angenommen, wäre Christls Mangel an Eigeninitiative, die Tochter aufzuklären, dadurch herleitbar. Das dahingehende Verhalten der Protagonistin wirkt für die *Lesenden* ohnehin kontradiktorisch und inkonsistent. Denn die Vater-Suche, so die geteilte Ansicht beider Generationen, kann dezidiert nicht im Verantwortungsbereich des Kindes verortet werden: „Ich muss nicht nach meinem Vater auf die Suche gehen. Das hätte die Mama machen müssen. Damals.“ (TiM, S. 347)

Doch musste sich Christl in ihrer Kindheit und Jugend nicht nur als Tochter einer Alleinerzieherin, sondern auch als Produkt des Krieges (TiM, S. 348) begreifen und reduziert sich selbst bis in die Gegenwart auf jene familiären Zuschreibungen. Zumindest zweite Erfahrung soll der nächsten Generation erspart bleiben. Während die ausbleibende Erklärung der Mutter von Konstanze denkbar anders interpretiert wird (TiM, S. 372), handelt es sich bei dieser tatsächlich um einen reinen Schutzmechanismus gegenüber der Tochter. Ihre eigene Scham, Angst und der Mangel an Sicherheit, sprich die innere Zerrissenheit eines vaterlosen

Kindes, soll an Konstanze nicht weitervererbt und wiedergelebt werden müssen: „Und ich meine es nicht so. Ich möchte, dass es ihr gut geht. Das habe ich immer gewollt.“ (TiM, S. 345) Zumindest ein Teil der schmerzlichen Wahrheit wurde der ältesten Protagonistin in einer frühkindlichen Entwicklungsphase unsanft offengelegt:

Was hat es mir geholfen, sie zu fragen. Ich habe es ja gewusst. Die Wiener. Die Verwandten in Wien. Die Leute da. Die haben es uns wissen lassen. Mich. Mich haben sie es wissen lassen. Vor der Mama. Da haben die nie. Mai 1945. Anfang Mai. (TiM, S. 343)

Ein ähnlich demütigendes Szenario konnte der Tochter nicht zugemutet werden: „[...] Und ihr das alles erspart.“ (TiM, S. 345) Die Konsequenzen dieses Entschlusses beeinflussen Christls *Wirklichkeit* als Mutter bis in die erzählte Zeit. Denn beginnend bei Konstanzes Geburt bis hin zur Gegenwart wird von der Protagonistin eine alle Lebensbereiche tangierende Palette an Benachteiligungen toleriert. Als Alleinerzieherin – noch geraume Zeit vor der Jahrhundertwende – erlebte die ehemalige Krankenschwester Stigmatisierung und Ausgrenzung von Verwandtschaft und Gesellschaft. (TiM, S. 344) Über die intakte, gut angepasste, bürgerliche Kernfamilie – bestehend aus Vater, Mutter und Kind –, die für Teilhabe und Status vorausgesetzt war, verfügte Christl nicht.⁶³ Verständnis und Unterstützung blieben folglich aus und Ignoranz trat an die Stelle, an der Beistand notwendig gewesen wäre: „Die unsichtbare Person mit dem unsichtbaren Kind.“ (TiM, S. 344)

Für ihr aufopferungsvolles Verhalten erfährt die älteste Generation während der Jugendjahre ihrer Tochter wiederum nicht die erhoffte Gratifikation in Form aner kennender Dankbarkeit. Die Selbstlosigkeit und vor allem Stärke, sich als Alleinerzieherin gegenüber den patriarchalen Gesellschaftsnormen der österreichischen Nachkriegs-Generation zu behaupten (TiM, S. 194), werden nicht entsprechend honoriert. Ihr grundsätzlich bestehendes Verständnis gegenüber jugendlichem Aufbegehren, einer natürlichen Abgrenzung zur Mutter und der Findung der Ich-Identität kann nicht auf das Verhalten der Tochter übertragen werden. In ihrer *Wirklichkeit* werden die angesprochenen Mechanismen folglich als persönlicher Angriff gegen die Mutter und unbegründete Renitenz eingeordnet. (TiM, S. 347) Als Konstanze zur erzählten Zeit beginnt, die diesbezüglichen Erfahrungen mit Veronica ähnlich zu verorten, empfiehlt Christl als Mutter ihrer Tochter wiederum Akzeptanz:

[...], sie solle sich daran gewöhnen. Sie könne ihr Kind nicht ewig betreuen. Sie solle sich nicht so aufführen. Ein bisschen Strenge hatte noch niemandem geschadet. Kinder müssten hinaus in die Welt und Mütter würden überflüssig. (TiM, S. 51)

Eine weitere Polarität innerhalb der Frauenbeziehung wird manifest, wenn Christl nicht nur in der Rolle der Mutter, sondern auch als Stellvertreterin ihrer Generation gelesen wird. Denn

⁶³ Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 150.

abgesehen von den persönlichen Ambivalenzen entsteht, bedingt durch politische Umschwünge und Spannungen zwischen Nachkriegszeit und Jahrhundertwende zusätzliches Konfliktpotenzial.⁶⁴ Jener dialektische Ablöseprozess zweier Generationen, in dem die gegenwärtige Generation die Antithese zu ihrer Vorgängerin bildet, und sich dementsprechend dieser gegenüber antagonistisch verhält, wird von Friedrich Nietzsche in ‚Morgenröte‘ treffend beschrieben:⁶⁵

Konstanze möchte „[...] sich [...] von Naziregime und Holocaust“ abgrenzen „und einen Neuanfang ohne die Alten [...] gewinnen, was auch bedeutet: ohne Schuld.“⁶⁶ Dadurch ist die Anknüpfung an „vorhergehende Generationen“, „Traditionsbestände“ oder andere „Gewissheiten“ nicht möglich⁶⁷ und eine besonders starke Generationenkluft entsteht. Wieder liegt dem Mutter-Tochter-Konflikt ein Missverständnis zugrunde. In der Tat fällt es Christl als Mutter schwer, Verständnis für das persönliche Ressentiment der Tochter aufzubringen, während sich ihr das politische umso mehr erschließt: „Wenn die nicht diesen Krieg angefangen hätten. Wir hätten nie wieder darüber nachdenken müssen.“ (TiM, S. 344) Interessen und Anliegen der folgenden Generationen werden von ihr zwar nicht gänzlich unkritisch betrachtet, in erster Instanz jedoch als unerlässlich und progressiv eingeordnet:

Das mit der Abtreibung. Das bräuchte es heute nicht mehr. Heute ginge das gar nicht mehr so. Mit der e-card. Und alle registriert und überwacht. Aber es wäre auch nicht mehr so ein Tabu wie 88. Eine Abtreibung, Das ist auch anders geworden. Obwohl. Manchmal. [...]. Das Fristengesetz hat immerhin 50 Jahre gebraucht, ein bisschen normal zu sein. (TiM, S. 348)

Unter jener Perspektive könnte neben mütterlicher Nachgiebigkeit auch Christls Ablehnung konservativer Gesellschaftsbilder eine Begründung für das zumindest teilweise entgegengebrachte Verständnis gegenüber dem vorgetäuschten Schwangerschaftsabbruch ihrer Tochter sein. Dieser würde von ihr demnach nicht nur als Produkt des reinen Widerwillens, sondern auch als soziales Statement eingeordnet. Der politische Zweck wäre folglich das hinreichende Argument für die Duldung der erfundenen Geschichte ihrer Tochter und die Weitertradierung einer anderen Lüge. (TiM, S. 347)

An der Übergangsschwelle zu Konstanzes Erwachsenenalter lösen sich die erlebten Konflikte zu Christls Leidwesen nicht auf. Anstelle der erhofften Schlichtung und Aussprache, stößt sie in ihrer *Wirklichkeit* als Mutter auf Stagnation. Die ersehnte Versöhnung mit der Vergangenheit

⁶⁴ Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 280.

⁶⁵ Friedrich Nietzsche (b): Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurteile. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 3, Hg. v. Giorgio Colli & Mazziano Montinari. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1999, S. 156.

⁶⁶ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 280.

⁶⁷ Vgl. ebd., S. 281.

und ein Abschluss des jugendlichen Aufbegehrens bleiben aus. Christl erlebt das Ende der rebellischen, postpubertären Ich-Findungsphase ihrer Tochter nun nicht als Erlösung, sondern als Fortsetzung der eigenen Fehler. Das Resultat ist eine kalte, ablehnende Kommunikationsstruktur mit unzureichendem Raum für offenen Austausch. (TiM, S. 345) Konstanze wird selbst unehelich schwanger „»Hab [sic!] ich dir doch gesagt.«“ (TiM, S. 10) und die alleinerziehende Mutterschaft damit innerhalb der Frauen-Genealogie weitervererbt. Einen sturen Infantilismus attestiert die älteste Protagonistin schließlich nicht nur ihrer Tochter, sondern deren ganzer Generation:

Und sie ruft mich weiter nur an, wenn sie etwas braucht. Und sonst nicht. Kein freundliches Gespräch. Mit der Konstanze. Darüber reden? Die ist immer noch 16 und muss sich wehren. Das ist ihre Generation. Nur ja nicht erwachsen werden. (TiM, S. 345)

Zu allem Überfluss erlebt Christl auch von ihrem Ehemann keinen Rückhalt. Während ihre Aufopferungsbereitschaft seit Konstanzes Geburt nicht auf Anerkennung stößt, verbündet sich ihr Partner – der die Schwierigkeiten einer Alleinerzieherin weder kennt noch nachvollziehen kann – zusätzlich mit der Tochter und verteidigt diese: „Und der Franz war keine Hilfe. Immer in Schutz genommen hat er sie, und wir haben gestritten. Der Franz. Und das macht er immer noch.“ (TiM, S. 345)

Weder Konstanzes Volljährigkeit noch ihre Rigidität bieten der Protagonistin ausreichend Anlass dafür, mütterlich konnotierte Werte und Aufgaben wie vorausschauendes, planendes Denken, Einsatzbereitschaft und Hingabe einzustellen. Innerhalb ihres Sprechanteils stoßen die *Lesenden* weder auf die Beschäftigung mit alltäglichen Banalitäten noch mit dem individuellen Wohlbefinden. Neben politischen Fragen sind es vor allem die Zukunft ihrer Enkelin (TiM, S. 350) und jene der erwachsenen Tochter (TiM, S. 345) auf die der Schwerpunkt ihrer Gedanken gelegt wird. Während Thematiken bezüglich der eigenen Selbstverwirklichung wie beruflicher Aufstieg (TiM, S. 261), ästhetisches Erscheinungsbild (TiM, S. 101), sexuelle Befriedigung (TiM, S. 123) oder optimierte Ernährung (TiM, S. 104) innerhalb Konstanzes *Wirklichkeit* regelmäßig thematisiert werden, treten diese bei ihrer Mutter nahezu nicht auf.

Eine Erklärung für deren Abwesenheit wird erneut mithilfe der generationellen Zugehörigkeit der Protagonistin herleitbar. Die spätestens in den 70er Jahren einsetzenden wirtschaftlichen, soziokulturellen und politischen Transformationsprozesse führen zu einer Werte-Umstrukturierung innerhalb westlich bürgerlicher Gesellschaften.⁶⁸ Traditions- und Pflichtwerte (die auch familiäre Pflichten einschließen) werden von flexiblen subjektiven

⁶⁸ Vgl. Roland Inglehart: Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt. Frankfurt: Campus 1989, S. 53.

Werten abgelöst. Neben der psychologischen Komponente, nach der der Abnabelungsprozess des eigenen Kindes der Mutter gemeinhin schwerfällt, könnte Christls Verhalten auch Ausdruck eines psychohistorischen Aspekts sein. Obwohl die älteste Generation die Haltung ihrer Tochter als äußerst rabiat erlebt und diese von ihr auch nicht lediglich als temporäre Verstimmung eingeordnet wird: „[...] weil sie ihre Mutter hasst.“ (TiM, S. 345), steht die Vernachlässigung des familiären Verantwortungsbewusstseins nicht zur Debatte. So ist die Beschäftigung mit Konstanzes Wohlbefinden in Christls erlebter Rede omnipräsent. Fragen danach, was ihre Tochter im Falle einer Atomkatastrophe oder eines Kriegsausbruchs tut und welche prophylaktischen Maßnahmen sie als Großmutter und Mutter zum Schutz der beiden jüngeren Generationen ergreifen könnte, werden unmissverständlich über die eigene Zukunft oder die ihres Mannes priorisiert. (TiM, S. 345)

Schließlich mündet die Auseinandersetzung mit Schutz- und Präventionsmaßnahmen aber auch in jene für Christls gesamten Sprechanteil fundamentale Kernproblematik. Denn mit der verhängnisvollen Vergangenheit hat die älteste Protagonistin vor Beginn der erzählten Zeit bereits „ihren Frieden gemacht“. (TiM, S. 350) Doch als mit Ende Februar 2022 die Invasion russischer Truppen in der Ukraine beginnt, sieht sich die verantwortungsbewusste, universal und sozial denkende Christl zur Aufarbeitung ihrer vermeintlich osteuropäischen Abstammung verpflichtet: „Im Krieg. Dass sie von Verwandten die Wiederholung von Tschernobyl geliefert bekommen.“ (TiM, S. 350)

Folgerichtigerweise endet der Gedankengang bei ihrer Tochter. Denn die potenziell bestehenden Verwandtschaftsverhältnisse mit Kriegsverbrechern (TiM, S. 350) betreffen nun nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart und dementsprechend nicht nur die älteste, sondern auch die folgenden Generationen. Die Alleinerzieherin versucht sich an der komplexen, letztlich nicht auflösbaren Kontroverse nach einem a priori gegebenen „Recht auf Herkunft“ (TiM, S. 348) abzuarbeiten. Die im Raum stehende Frage lautet, ob das Privileg eines Individuums die vollumfängliche Wahrheit über dessen Abstammung zu erfahren, verhandelbar wird, sofern die emotionale Bewältigung der Realität sinnvollerweise angezweifelt werden kann: „Aber würde es etwas helfen, wenn die Konstanze wüsste, dass es ihre Halbbrüder sind. Im Krieg.“ (TiM, S. 350), „Muss sie wissen woher sie kommt, wenn sie von diesem Russenkrieg strahlenverseucht keine Luft mehr bekommt?“ (TiM, S. 345)

Hierdurch wird in Christls Sprechanteil die für den gesamten Roman charakteristische Divergenz zwischen den erlebten *Wirklichkeiten* manifest. Denn während Konstanze ihrer Mutter eine narzisstische Persönlichkeitsstörung attestiert (TiM, S. 277), denkt Christl

tatsächlich ausschließlich an die emotionale Gesundheit ihrer Tochter und ihre diesbezügliche Verantwortung als Mutter. Im Zentrum steht nicht ansatzweise die Frage danach, ob die Aufarbeitung der Vergangenheit auch nur als angenehmer Nebeneffekt einer Verbesserung der Mutter-Tochter-Dynamik zuträglich sein könnte. Es handelt sich, im Gegenteil, um ein uneigennütziges Abwägungskalkül zwischen Recht auf Wahrheit und nachhaltiger Einflussnahme auf die Lebensqualität der nächsten Generationen: „Ich möchte, dass es ihr gut geht.“ (TiM, S. 345) Noch deutlicher wird die Priorisierung des Wohlbefindens der Tochter über die eigene Reputation innerhalb der Familie durch den Umstand, dass die zur-Debatte-stehende Offenbarung, wenn überhaupt erst nach Christls Tod stattfinden soll: „Nach meinem Tod zu öffnen?“ (TiM, S. 343) Ein Zeitpunkt, zu dem es für Aussprache und Versöhnung ohnehin zu spät wäre.

Neben Fürsorge, Aufopferungsbereitschaft und nicht zuletzt Liebe für ihre Tochter manifestiert sich innerhalb Christls *Wirklichkeit* als Mutter auch eine Art Stolz, deren Überwindung offensichtlich schwerfällt. Denn während sie mit Konstanze verschiedene Meinungen teilt (TiM, S. 165 & 348), beide Frauen das Näheverhältnis zur jüngsten Generation suchen (TiM, S. 275 & S. 350), sie einen ähnlichen Umgang mit der autobiografischen Vergangenheit pflegen (TiM, S. 73 & S. 345), weitestgehend die gleichen politischen Ansichten vertreten (TiM, S. 348 & S. 371), gegen das Patriarchat aufbegehren (TiM, S. 346 & S. 373) und unterdessen an mangelnder Anerkennung leiden (TiM, S. 113 & S. 345), schafft es Christl offensichtlich nicht den direkten Dialog herzustellen.

Der Stolz einer emanzipierten, berufstätigen Mutter, die in einer zeitlichen Periode politischer Konflikte und Umbrüche und trotz mangelnder Unterstützung ihre Tochter alleine erzog, wird von der nächsten Generation als Gefühlskälte und krankhafte Dominanz erlebt. (TiM, S. 164) Als Konsequenz der jahrelangen Unterdrückung eigener Bedürfnisse und dem erlebten Mangel an entsprechender Anerkennung werden Reumütigkeit, Zugeständnisse und ein übertriebenes Maß an Kompromissbereitschaft als befremdlich erlebt.

Treffend fasst Christl ihre Erfahrungen mit folgenden Worten zusammen: „Ich habe alles gemacht, und niemand bemerkt es. Die unsichtbare Person. Das bin ich.“ (TiM, S. 344)

2.2.3 Das Familienmitglied

Aus einer generationellen Perspektive ist Christl die Repräsentanz der Nachkriegszeit, für die Ressourcenmängel, Armut, Arbeitslosigkeit sowie politische Reibeflächen bezeichnend sind.

Während ihrer ersten Lebensjahre eröffnete sich innerhalb der Gesellschaft (noch) kein Raum für Aufarbeitungsprozesse oder die Auseinandersetzung mit Schuld:

Krieg. Das ist eine reine Zwangslage. Das war ja so schrecklich. Das niemand eine Entscheidung getroffen hat. Eine Entscheidung treffen hat können. Getrieben. Alle. In den Maitagen von 1945. Im April. 168 000 tote Russen waren das.“ (TiM, S. 348)

Die Beschäftigung mit der eigenen Familienbiografie und die Frage des Vorhandenseins einer Identifikation mit der Herkunftsfamilie erlebt die Protagonistin zur erzählten Zeit gleichermaßen essenziell wie bedrückend. Christl begreift sich als Schicksalsprodukt des Krieges, eine *Person*, deren Existenz einzig auf eine arbiträre Verkettung verschiedener Umstände zurückzuführen ist: „[...] Ich bin ein Kriegsbestandteil. Darf ich da überhaupt gegen den Krieg sein? Wenn ich dem Krieg meine Existenz verdanke. Das Leben ja nicht. Das hat meine Mama gemacht. Aber die Existenz. Das ganze Gewurschtel.“ (TiM, S. 348) Ursprünglich war für sie kein Platz gegeben, geschweige denn vorgesehen. (TiM, S. 346)

Wieder ist es die Frage nach vollständiger Transparenz die Vergangenheit betreffend, die in Christls erlebter Rede auftritt:

Ein Brief? Nach meinem Tod zu öffnen? Ihr sagen. Ihnen sagen. Es betrifft ja dann die zwei. Und müsste ich dann einen Brief schreiben? Oder sagen? Aber das kann ich nicht. Der Nizzi vielleicht. Aber wie schaut man einem Kind in die Augen und sagt so etwas? Und nie hätte ich gedacht, dass es notwendig sein könnte. Und ist es notwendig? Aber irgendwie. Muss man die Wahrheit wissen? So vollkommen sicher.“ (TiM, S. 343)

Wie es für die Streeruwitz-Genealogie bezeichnend ist, verknüpfen sich innerhalb der *Wirklichkeit* der ältesten Protagonistin außerdem erneut politische Zustände mit persönlichen Defiziten:

Und das Recht auf Herkunft. Da müsste halt alles freundlich zugehen. Wer will auf Kriegshandlungen zurückgeführt werden. Nein. Ich darf es ihnen nicht sagen. Die Wahrheit von so einem Krieg. Das ist die Reine Zwangslage. Das ist ja so schrecklich. (TiM, S. 348)

Nicht nur als Frau und Mutter, sondern auch als Stellvertreterin ihrer Familie möchte sich Christl gerade mit Blick auf die gegenwärtige Kriegssituation von den Verbrechen der letzten Generation emanzipieren und die Tradierung eines generationellen Traumas verhindern. Tochter und Enkeltochter sollen dementsprechend nicht im selben Ausmaß von den von ihr erlebten quälenden Schuldgefühlen tangiert werden. Da die Protagonistin in der Mutterrolle, wie bereits erwähnt, die Ansicht vertritt, dass die Vater-Suche nicht im Aufgabenbereich des Kindes verortet werden kann: „Die Mama hat sich nur weggedreht, wie ich sie gefragt habe.“ (TiM, S. 346), müsste ihre Einordnung in der *Position* Mutter, ungeachtet aller behandelten Gegenargumente, zu dem Entschluss führen, der Tochter die Wahrheit über die familiäre Herkunft offenzulegen.

Wird die älteste Protagonistin als *Person* innerhalb eines familiären Zusammenhanges gelesen, eröffnet sich eine andere Perspektive. Christl erlebt einen Leidenszustand, der sich ab dem 20sten Jahrhundert unter dem Begriff der *transgenerationellen Übertragung* in verschiedenen Sozialwissenschaften etabliert.⁶⁹ Zusammenhänge zwischen Schuld, Trauma und generationeller Weitergabe werden in ihren Ansätzen bereits von Heinrich Heine: „Jede Generation ist eine Fortsetzung der andern und ist verantwortlich für ihre Taten.“⁷⁰ und Friedrich Nietzsche: „Innerhalb der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft [...] erkennt jedes Mal die lebende Generation gegen die frühere und in Sonderheit gegen die früheste, geschlecht-begründende eine juristische Verpflichtung an [...].“⁷¹ beschrieben, und von Sigmund Freud in seiner *Übersicht aller Übertragungsneurosen* ausgearbeitet. Dispositionen können demnach nicht nur genetisch übertragen werden⁷², sondern auch durch das Erleben früherer Generationen entstehen, und werden in Folge an die Nachfolgerinnen weitergegeben:

Menschen die zu einer bestimmten Zeit gelebt und dieselben historischen Traumata erlitten haben »erwerben« diese Traumata und sind fähig, diese an ihre Nachkommen weiterzugeben. Das Trauma wird so zu einem integralen Bestandteil des Vererbungstyps, und zwar in Form einer sogenannten »Disposition«. ⁷³

Bei einer Projektion der freud'schen Thesen auf Christls Familienbiografie lässt sich die Kriegserfahrung der Mutter als sekundäre, intergenerationell übertragene Form der Traumatisierung begreifen.⁷⁴

Spätere Ansätze familientherapeutischer Verfahren gehen von ähnlichen Mustern aus und nehmen ebenfalls einen kausalen Zusammenhang „zwischen der biografischen Zeit des Individuums und der historischen Zeit seiner Kultur“⁷⁵ an. Betroffene *Personen* werden im Laufe ihres Lebens dementsprechend zusätzlich zu ontogenetischen Krisen mit vertikalem Stress, bedingt durch das Erleben früherer Generationen, konfrontiert.⁷⁶

Passend dazu drücken sich in Christls *Wirklichkeit* als Familienmitglied tatsächlich zwei ineinandergreifende Ansätze der transgenerationellen Weitergabe von Traumata aus: Erstens das bereits von der eigenen Mutter erlebte und tradierte biografische Trauma. Beginnend in der Rolle der ungewollten, durch einen Akt der Gewalt entstandenen Tochter: „Das war eine Tragödie. Die hat von Wien weg flüchten müssen wegen mir. Die hat sich sicher eine Fehlgeburt

⁶⁹ Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 291.

⁷⁰ Heinrich Heine: Sämtliche Schriften, Hg. v. Klaus Briegleb. München: Hanser 1997, S. 293.

⁷¹ Friedrich Nietzsche (a): Genealogie zur Moral. Eine Streitschrift. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 5, Hg. v. Giorgio Colli & Mazziano Montinari. München 1999, S. 294.

⁷² Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 294.

⁷³ Ebd., S. 295.

⁷⁴ Vgl. ebd., S. 306.

⁷⁵ Ebd., S. 303.

⁷⁶ Vgl. ebd.

gewünscht. Einen Fingerzeig Gottes hätte die sich gewünscht.“ (Tim, S. 347). Eine Tochter die sich zwangsweise jahrelang mit dem Mangel an Gewissheit betreffend ihre Herkunft arrangiert. (TiM, S. 344) Als Kind und Jugendliche erlebte Christl daher die qualvolle Paradoxie zwischen der genealogischen Unsicherheit bei gleichzeitiger Sicherheit, dass deren Auflösung nicht die eigene Aufgabe ist. (TiM, S. 344) Das Resultat ist ein Konglomerat aus Konfusion und Ungerechtigkeit. Bevor es zu Aussprache, Aufarbeitung und/oder Auflösung kommen kann, erleidet die Mutter einen Tod durch Hirnmetastasen. (TiM, S. 346)

Das Szenario, in dem sich ein unbekannter, männlicher Akteur brutal über eine Frau erhebt, soll sich rund zwei Jahrzehnte später wiederholen. (TiM, S. 344) Christl wird – so ist es zumindest für die *Lesenden* naheliegend (TiM, S. 344) – selbst Opfer einer Vergewaltigung. Sie verlässt die Rolle der seelisch lädierten Tochter und betritt die der Alleinerzieherin innerhalb patriarchal-organisierter, bürgerlicher Gesellschaftsstrukturen, kämpfend mit sozialen Stigmata, beruflichem Stress und eigenen Lebensdefiziten. Eine Rolle innerhalb derer die Verfolgung eigener Ziele und Ambitionen nicht wahrgenommen werden konnte. Das Ergebnis ist eine weitere ambivalente Mutter-Tochter-Beziehung. (TiM, S. 345)

Das zweite transgenerationelle Trauma ergibt sich aus dem historischen Bezugsrahmen, in dem das biografische Trauma erlitten wurde. Ein Kontext, der sich zur erzählten Zeit durch den vorherrschenden Krieg in Osteuropa wiederholt und die älteste Protagonistin zur neuerlichen Zerlegung und Einordnung aller erlebten Ereignisse zwingt. (TiM, S. 350) Selbsterklärend bestehen Zusammenhänge zwischen den biografischen und historischen Erfahrungen.

In ihrer *Wirklichkeit* scheiterte Christl an dem Vorhaben das biografische Trauma nicht innerhalb der Familie zu tradieren. Konstanze wird ebenfalls unehelich schwanger und damit zur Alleinerzieherin einer Tochter. (TiM, S. 345)

Mit der Frage nach dem Umgang mit dem historischen Trauma bleibt sie zurück. (TiM, S. 350) Ein bezeichnendes Schicksal, das sie erneut zur Repräsentanz der erschütterten Nachkriegsgeneration werden lässt:

[...]. Darüber hinaus macht die Bezeichnung einer Generation ohne Väter zumindest ex negativo darauf aufmerksam, dass sich die Rede von der jungen Generation mit dem Paradigma des Genealogischen auf das der Generationendiskurs verweist, die Frage nach der Herkunft, d.h. nach der Abkunft aus vorgehenden Generationen einhandelt.⁷⁷

Ihre Schlussfolgerungen als Mutter wurden im Rahmen der vorliegenden Arbeit bereits untersucht. Die Überlegungen vor dem Hintergrund des familiären Konnexes führen die älteste Protagonistin zu einer von dieser abweichenden Conclusio. Christl hat zu ihrer

⁷⁷ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 290.

Herkunftsfamilie größtmögliche Distanz aufgebaut. In ihrer *Wirklichkeit* taucht diese ausschließlich im Zusammenhang mit der Kernfamilie auf. (TiM, S. 348 f.) Sie identifiziert sich nicht mit ihr, definiert ihr Dasein allerdings ausschließlich über deren Handlungen: „Ich bin ja auch so irgendwie.“ (TiM, S. 346) Es ist ein grausames Signum, das sie als Quelle ihrer gesamten *Wirklichkeit* einordnet und sie zu dem Entschluss führt:

Und nein. Ich werde keine Nachrichten nach meinem Tod. Hinterlassen? Vielleicht ergibt es sich. Aber niemand von denen, die das alles auslösen. Keiner von diesen Verbrechern da oben hat es verdient, dass die zwei sich kränken. Oder nachdenken müssen. Und am Ende. Ich weiß es ja auch nicht. Und es ist doch ansteckend. Diese Lüge (TiM, S. 349)

Eine Nuance an Zuversicht lässt sich jenen Stellen ihres Sprechanteils entnehmen, in denen ihre Enkelin auftritt. Veronica als Frau erlebt die Großmutter als progressiv und selbstbestimmt. Die sie stellvertretende Generation als Hoffnungsträgerin:

Das ist heute besser. Die wissen das besser. Die Nizzi. Lebt mit einem Mann zusammen und muss sich nicht so nebenbei versteckt herumdrücken. Das ist gut. Das ist gut so. Die müssen sich nicht selbst betrügen, um zu was zu kommen. Sich die Liebe erfinden. (TiM, S. 344)

Dennoch greifen Sympathie und Zuneigung für ihre Enkelin mit der Sorge um die sich langsam zersetzenden Zukunftsaussichten ineinander: „Und jetzt werden die das doch lernen müssen. Mangel. Das kennen die nicht. Wie werden die das machen?“ (TiM, S. 345)

Unabhängig davon erfährt die älteste Generation auch von der jüngsten unzureichende Wertschätzung. Eine tote Frau wird zum Objekt ihrer Eifersucht. Die „Nonna“ (TiM, S. 166) war Veronicas zweite Großmutter und nimmt innerhalb der Verwandtschaftsverhältnisse eine Art Monopolstellung für die 20-Jährige ein. Christl erlebt die Beziehung zu ihrer Enkeltochter als grundsätzlich stabil und vernimmt dem Gefühl der familiären Verbundenheit zumindest weitestgehend Reziprozität: „Die Nizzi kommt sofort nach Salzburg zurück. Die hat kein Problem damit.“ (TiM, S. 345)

Dennoch nimmt sie innerhalb ihrer *Wirklichkeit* ein Missverhältnis zwischen den beiden Großmutter-Enkelinnen-Beziehungen wahr. Während Christl Veronica und ihren Partner bei sich leben ließ, nach der Trennung Arbeitsplatz und Wohnort für die 20-Jährige arrangierte und einen nicht unwesentlichen Beitrag zu ihrer Erziehung leistete, verbringt sie bei ihrer anderen Großmutter lediglich den jährlichen Sommerurlaub. Die erfahrene Eifersucht ließ sich auch vor Veronica nicht verbergen: „Dann denkt die wieder, ich bin eifersüchtig. Und das bin ich ja auch.“ (TiM, S. 343)

Währenddessen beschäftigt sie eine bedrückende Wahrheit betreffend den Tod der verstorbenen Frau. Diese offenbart sie der Enkelin allerdings nicht:

Gegen die Xerostomie haben die in Italien da nichts gemacht. Sterben lassen. Dabei war es nicht schlimm. Aber das kann ich der Nizzi nicht sagen. [...]. Aber die Luftbefeuchtung hat sie gehabt. Und genug Opium. Das haben die bei der italienischen Oma nicht gemacht. Die haben sie austrocknen lassen. Das

darf man der Nizzi gar nicht sagen. Und deshalb habe ich keine Patientenverfügung. Die machen das gar nicht mehr. [...]. Kein Tropfen Flüssigkeit in den trockenen Hals. Die ausgetrockneten Lippen. Das macht doch so große Probleme. Diese Trockenheit am Ende. Und dagegen kann man so viel machen. Das haben wir besser gemacht. Obwohl. Da bin ich froh, dass ich nicht mehr im Spital arbeite. (TiM, S. 343 f.)

Als ehemalige Krankenschwester weiß Christl, dass das Ableben der anderen Großmutter verhindert werden hätten könnte. Wieder zeigt die älteste Protagonistin Empathie, Solidarität und Anteilnahme. Wieder erfahren die anderen Frauen nichts davon. Das schmerzliche Fazit lautet: „An mich wird sie nie so denken. Es wird wie immer sein.“ (TiM, S. 343)

2.3 Konstanze

Über ein Jahrzehnt lebt die gebürtige Salzburgerin bereits in Wien (TiM, S. 10) und ist dort als freiberufliche Übersetzerin tätig (TiM, S. 21). Intellekt, Eloquenz und vielseitiges Interesse der Protagonistin drücken sich beispielsweise in ihrer Vorliebe für Kultur, ihrem Bewusstsein für Sprachsensibilität und Ausdruck sowie ihren literarischen Kenntnissen aus: „Essen. Kino. Theater. Musik.“ (TiM, S. 80), „Na, wenn du gendern willst. Dann solltest du aber nicht »man« sagen.“ (TiM, S. 356), „Opfer. Victim. Sacrificio., maskulinum. Offerta, femininum. Vittima, femininum. Sfigato, sfigata. Das hieß Verlierer. Verliererin.“ (TiM, S. 308), „Ich mache das aber bei Büchern auch nicht.“ (TiM, S. 161), „[...] Die Übersetzung ist eine Schande. Von dem Walzer. [...]. Beckett hat das doch in *Happy Days* eingebaut. Ich muss nachschauen, welchen Text er da genommen hat.“ (TiM, S. 161), „[...] Aber Broch könntest du schon kennen.“ (TiM, S. 167), „Was die Iris wollte, das hatte die Bachmann im zweiten Kapitel von *Malina* geschrieben, und es hatte die Welt auch nichtverändert.“ (TiM, S. 288)

Form im Sinne der Wortwahl und Inhalt im Sinne der unmittelbaren Erfahrung möchte sie, innerhalb ihrer *Wirklichkeit*, *kontinuierlich* in eine kohärente Beziehung bringen. In ihren Einordnungsprozessen wird dementsprechend die erlebte Notwendigkeit einer konkreten sowie korrekten Benennung des Erfahrenen sichtbar: „»Witwer.«, sagte sie. »Du bist also Witwer.« So war das. Die tote Frau blieb die tote Frau.“ (TiM, S. 94) Umso erdrückender scheint der Umstand, dass die Gedanken häufig in existenzielle, jedoch breit formulierte Fragen (TiM, S. 272) münden, die sich allein nicht ausverhandeln lassen, und dementsprechend unbeantwortet bleiben: „Aber wie sich entwinden? Wie sich fassen? Wie in der Vernunft bleiben? Wie das Sterben lernen? Wie der Panik entkommen? Wie Fassung finden?“ (TiM, S. 315)

Nicht nur die mangelnden Auflösungen, sondern vor allem das eigene Einfühlungsvermögen und die tiefgreifende Anteilnahme an unmittelbar Erlebtem sowie größeren Zusammenhängen

des Weltgeschehens scheinen bei der Protagonistin in massive Leidenszustände zu münden. (TiM, S. 124) Ganz im Sinne der nietzscheanischen Denktradition entwickelt sich Konstanzes *Mit-Leid* zu einem *Mehr* an Leid.⁷⁸ Die Empathie wird bei den in Folge beschriebenen Einordnungsprozessen zu einer nötigen Kraft. (TiM, S. 124)

2.3.1 Die Frau

Ihre einzige Tochter zeugt die Alleinerzieherin unehelich mit einem Mann italienischer Herkunft (TiM, S. 242). So, wie es für alle Ex-Partner der streeruwitz'schen Protagonistinnen charakteristisch ist, werden auch zu Veronicas Vater keine näheren Informationen zugänglich gemacht. Durch die von den Frauen geteilte Kenntnis seiner Identität, bildet Beppo dennoch einen Kontrast zu den restlichen im Rahmen der Handlung auftretenden Vätern. Die *Lesenden* erfahren darüber hinaus, dass dieser zur erzählten Zeit noch lebt und mit seiner neugegründeten Familie – bestehend aus einer Frau und zwei weiteren Töchtern – im Heimatland wohnt. (TiM, S. 222)

Über die Existenz des eigenen biologischen Vaters möchte Konstanze dezidiert nicht Bescheid wissen. Das seltene Gefühl der Kontrolle, evoziert durch die bewusste Wahl der Unkenntnis, soll erhalten bleiben:

Weil ich in Kontrolle bleiben will. Verstehst du? Es gibt ohnehin kaum die Möglichkeit. Und hier. Ich bin aus Kontrolle gemacht. [...] Da hat deine Großmutter Großartiges geleistet. Stell dir das vor. Ich fange diese Sache an. Gehe meinen Vater kennenlernen. Dann beginnt etwas, über das ich keine Macht habe. (TiM, S. 372)

In ihrer *Wirklichkeit* als Frau erfährt die Protagonistin nahezu nie den Genuss selbstbestimmter Entscheidungsfreiheit (TiM, S. 21, 69, 83, 174), und priorisiert diesen daher über Transparenz betreffend die eigene Herkunft. Familiäre und geschlechtliche Zuschreibungen beginnen sich hier genauso zu vermischen, wie die Unterdrückung durch patriarchale Normvorstellungen und die eigene Familienhistorie. Ein Großteil ihrer Frauen-*Position* wird von der Teilmenge ihrer Tochter-*Position* eingenommen, innerhalb derer sie besonders starke Abhängigkeit erfährt. Die Emanzipation von der Herkunftsfamilie geht folglich mit einem Gewinn an Selbstdetermination innerhalb der *Wirklichkeit* als Frau einher. (TiM, S. 115)

Auch die Auswahl der Wohnorte kann als Ausdruck des Strebens nach Autonomie begriffen werden. Auf Wehmut, Sehnsucht oder lediglich kurze nostalgische Rückblicke an die Heimat treffen die *Lesenden* im Sprechanteil der gebürtigen Salzburgerin nicht. Unterdessen erfahren

⁷⁸ Vgl. Käte Hamburger: Das Mitleid. Zweite erw. Aufl. Stuttgart: Clett-Cotta 1996, S. 42 f.

sie, dass Konstanze mehrere Jahre in einer Redaktion in Zürich arbeitete, bis diese verkauft wurde: „Das Magazin ist gekauft worden. Verkauft und gekauft. [...]. Und wir sind alle. Die ganze Redaktion ist verkauft worden. Aber wir sind alle zurückgetreten. Ich auch. Und in Wien. [...].“ (TiM, S. 174) Eine weitere Episode, die in ihrer *Wirklichkeit* mit einem Verlust an Handlungssouveränität einherging. Denn der verlorene Arbeitsplatz bedeutete gezwungenermaßen die Rückkehr nach Wien gemeinsam mit ihrer sich damals noch im Volksschulalter befindenden Tochter.

Keine Hinweise lassen darauf schließen, dass Konstanze bereits vor dem beruflich bedingten Umzug über ein bestehendes soziales Netz innerhalb der Schweiz verfügte. Dennoch wird der Lebensabschnitt außerhalb Österreichs als besonders positiv in Erinnerung behalten. Die Züricher-Zeit tritt in der erlebten Rede der Protagonistin in einer Art Antagonismus zur Gegenwart auf. Durch die Kombination aus finanzieller Stabilität und beruflicher Zufriedenheit, werden die dort gemachten Erfahrungen als unbeschwert und komplikationslos eingeordnet: „Da haben wir es gutgehabt. Aber da war auch der Job perfekt.“ (TiM, S. 174)

In der Schweiz, so der naheliegende Schluss, konnte Konstanze sich das erste Mal losgelöst von familiärem Konnex erfahren. Besonders innerhalb der ersten beiden Generationen wird sich in der Streeruwitz-Genealogie in unverhältnismäßig wirkendem Ausmaß über Beziehungsstrukturen und Familienbiografie definiert. Die Tochter-*Position*⁷⁹, zu begreifen als Teilmenge der Frauen-*Position*, konnte in Zürich das erste Mal stellenweise aufgelöst werden. Konstanze erlebte sich innerhalb jener biografischen Etappe als Frau mit einer Vergangenheit jedoch nicht als Inbegriff dieser. Das dementsprechende Resümee lautet: „In Zürich. Da war sie glücklich gewesen. Da waren sie glücklich gewesen. Paradiesisch. Das war das Paradies gewesen. Alles geordnet und perfekter Job.“ (TiM, S. 263)

Die Diskrepanz zwischen der sorgenfreien Zeit in der Schweiz und der kräftezehrenden Jetztzeit: „So viele Wahrheiten. Mit einem Mal lebte sie in einem Wahrheitsparadies. Keine Täuschungen mehr. Nur die reine Enttäuschung. Kein Geld. Kein Leben. Keine Zukunft. Es war noch ein bisschen theoretisch das Wahrheitsparadies.“ (TiM, S. 21), manifestiert sich zudem im Entfremdungsprozess eines befreundeten Ehepaares. Iris und Oswald – von Konstanze kurz „die Prinzens“ (TiM, S. 262) getauft – erfüllten für die Protagonistin in Zürich ehemals ein breites Spektrum an Funktionen wie beispielsweise die einer Freundin, Arbeitskollegin und Mentorin. Die Beschreibung des Verhältnisses, so, wie dieses in der

⁷⁹ Sowie die mit dieser einhergehenden familiären Zuschreibungen als Wiederholungstäterin der Mutter.

Vergangenheit eingeordnet wurde, erweckt den Eindruck einer Art avantgardistischer Ehe mit Vorbildcharakter: „Die Prinz. Mit ihrer silbergrauen Haarmähne und ihren Reformkleidern. Leinen und weit. Iris Prinz. Eine gealterte Ökoprinzessin. Und Oswald Prinz. Der Verleger in Anzug und Krawatte.“ (TiM, S. 262 f.) Beide Teile des Beziehungsgefüges kommunizieren auf Augenhöhe, pflegen einen respektvollen Umgang und bewältigen privaten sowie beruflichen Alltag gemeinsam. Während sich die Prinzens von überkommenen Mann-Frau-Gefällen distanzieren, feierten diese ihre größten Erfolge: „Der letzte Großverleger. «, hatte die Neue Nürnberger Zeitung geschrieben. Großverleger. [...]. Prinz hatte noch in den 80er Jahren eine Krimireihe aufgebaut, [...].“ (TiM, S. 262 f.)

Konstanze beschließt, in der Hoffnung auf berufliche Anknüpfung an die Vergangenheit, nach Zürich zu fliegen. Bereits beim Betreten der Billigfluglinie begegnet die Alleinerzieherin erneut Zusammenhängen mit den ihr verhassten Machtstrukturen der Gegenwartspolitik:

Sie ging wieder hinaus. Setzte sich. Das Boarding war in 10 Minuten angekündigt. Die Businessclass-Passagiere kamen dann zuerst. Die Austrian Airlines. Streng klassenbewusst. Da durfte kein Unterprivilegierter durch die Schranken. Und die Schranken wussten genau, wer das war. Wer wohin gehörte. Das ständische Bewusstsein aus der Monarchie. Immer noch. Und jetzt in den Maschinen verewigt.“ (TiM, S. 336)

und verknüpft das Politische, ganz nach Art der Streeruwitz-Genealogie, sogleich mit dem Privaten: „Und sie sollte dieses Gespräch mit der Mutter endlich angehen.“ (TiM, S. 336) Die Tochter-*Position* rückt in den Vordergrund. Während sie sich im Flugzeug noch den erlebten Sehnsüchten hingibt, stößt sie, angekommen in Zürich, schnell auf Ernüchterung:

Wut hatte sich angesammelt. Im Bauch. Im Genick. Sie war wütend, wie passiv diese beiden alten Personen waren. Geworden waren. Wie die ihr keinen Grund angeben konnten, warum sie weitermachen sollte, Wie die alle Motivation verloren hatten. Verloren bekommen hatten. Ärger. Sie ärgerte sich über dieses Ehepaar. Beide unbeweglich. Er dick. Sie mager. Keine Spannkraft. (TiM, S. 293)

Zur erzählten Zeit haben sich die Prinzens eher unfreiwillig vom Konstrukt der monogamen Ehe gelöst, und scheinen nun mehr eine desolate Zweckgemeinschaft als eine gleichberechtigte Partner:innenschaft zu führen: „Oswald schnaufte. Sie solle gehen, sagte er dann. Iris. Das sei halt so. Einmal alle paar Wochen sei es so. Und er wohne schon lange nicht mehr da.“ (TiM, S. 330) Die Kombination aus Iris Alkoholsucht (TiM, S. 328) und Oswalds legerer Sexualmoral (TiM, S. 298) resultiert schließlich im endgültigen Bruch mit den ehemaligen Wegbegleiter:innen.

Während ihres Aufenthalts ergibt sich weder die erhoffte Wiederherstellung der harmonischen Vergangenheit noch eine Eröffnung neuer Perspektiven. Die Rückkehr wird im Gegenteil als Desillusionierung erlebt:

Sie fühlte eine Welle Mitgefühl in ihre Lähmung wegschieben. Gab es denn niemanden, der sich um diese beiden Leute kümmerte? Iris war nicht frisiert. Iris war nur vorne frisiert. Am Hinterkopf ihre blondierten kurzen Haare durcheinander. Ein Nest, hätte die Mutter gesagt. Das Kajal. Die Augen verschieden stark

umrandet. Aber das war im faltigen Gesicht nicht zu sehen. Iris hatte diese Raucherinnenhaut. Konstanze hätte gerne etwas Positives gesagt. Etwas Aufmunterndes. Und dann begriff sie. Das Projekt war abgesagt. Die Absage sollte in dem insgesamten Elend untergebracht werden. Es ging um das Abstandshonorar. Es gab ja einen Vertrag. Die Hälfte des Honorars war noch ausständig. (TiM, S. 282 f.)

Wäre Konstanze zur erzählten Zeit, in der Veronica bereits erwachsen ist, der neuerliche Übergang in die Rolle der selbstbestimmten, souveränen Alleinverdienerin innerhalb der Frauen-*Position* gelungen, wäre das Narrativ eines sich schließenden Zirkels vollkommen.

Finanzielle Stabilität, neue Übersetzungsaufträge und Ortswechsel, kurz: den Wiederaufbau einst gehabter Ressourcen, würden einen Neugewinn an Handlungssouveränität bedeuten.

Die glückliche Fügung bleibt aus. Konstanze fasst zusammen: „Aus dem Neoliberalismus da. Auch sie. Und kein Job, keine Schweiz.“ (TiM, S. 263)

Nicht nur erhält die Protagonistin den erhofften Auftrag und die materielle Gratifikation nicht: [...]. Das waren die 80er Jahre. Die 90er. Das ist alles so lange her und die Probleme nicht. Vor zwei Jahren. Da hatten wir doch keine Ahnung, was ein Problem ist. Ich bin für Absage. Du zahlst mir ein Ausfallhonorar, und wir lassen es. (TiM, S. 297)

sie muss darüber hinaus erleben, wie ihr ehemaliges Sinnbild einer emanzipierten Frau vor deren cholerischen Ehemann resigniert und sich selbst die Schuld für alle Verhängnisse zuweist: „»Ich bin an meinen Ursprung zurückgekehrt.«, sagte sie. »Und es ist alles meine Schuld. Wir haben immer. Du weißt schon.«“ (TiM, S. 296)

Der notwendige Anruf bei ihrer Mutter kann als zusätzliche Akzentuierung der Regression aufgefasst werden. (TiM, S. 332)⁸⁰ Die temporär-erlebte Hoffnung wird von Lethargie verdrängt. Die Protagonistin bereitet sich auf die Rückreise nach Wien vor:

Sie könne jetzt gehen. Konstanze holte ihre Tasche aus der Küche und ging. Zuerst die Mama und jetzt der Ehemann, dachte sie. Viel wert bist du hier nicht. Sie ging schnell. Sie ging zum Hotel zurück. Das Restaurant dunkel. Im Hotel niemand. [...]. Dann zog sie sich aus. Zog ihren Pyjama an. Zähneputzen. Gerade noch. Im Bett. Sie stellte den Wecker auf 5:30 Uhr. Sie bestellte ein Uber für 6 Uhr zum Hotel. Kein Frühstück so früh. Aber der Apfel. Sie war zu müde aufzustehen. [...]. »Jetzt habe ich einem Mord. Beigewohnt.«, sagte sie laut im Zimmer.“ (TiM, S. 333)

Die äußeren Zustände und mit diesen ineinandergreifende Lebensdefizite zwingen Konstanze zurück in die *Position* einer alarmistisch wirkenden, von den Umständen dominierten Frau. (TiM, S. 323)

Noch eine Vorschrift. Noch eine Vorschreibung. Kuratiert. Sie wurde selbst gerade von der internationalen Politik kuratiert. Bekam einen Platz zugewiesen. Zuteilungen. [...]. Sie ging zur Bahnhofstraße zurück. Sie wusste, wie Fische im Netz sich fühlen mussten. Sich winden. Die Maschen enger. Das Winden verzweifelter. Die Maschen noch enger. Das Gehen half. Sie ging langsamer. Gleichmäßig. Regelmäßig. Atmen. Aber wie sich entwenden? Wie sich fassen? Wie in der Vernunft bleiben? Wie das Sterben lernen? Wie der Panik entkommen? Wie Fassung finden? (TiM, S. 315 f.)

⁸⁰ Im Verlauf der Arbeit werden noch andere Möglichkeiten der Einordnung und Interpretation besagten Anrufs zur Verfügung dargelegt.

Sie erlebt sich in einem ständigen Kampf mit der Ohnmacht bedingt durch patriarchale Machtstrukturen:

„Nein. Wir werden sterben gemacht. Ich fühle das. Ich fühle das ganz klar. Ich verliere gerade alles. Ich habe alles verloren, was mich lebendig gemacht hat. Und ich weiß auch nicht so genau was das ist. Aber dass es so ist, das weiß ich. Und. Es ist empörend, wie wir leben müssen. Fahrlässig regiert. Von Männern, die wir nicht zum Tee einladen würden. In einen Krieg geführt, an dem die üblichen Verdächtigen ihr Geld verdienen. Es wird über uns bestimmt, wann wir aus dem Haus dürfen und wann wir uns vergiften müssen. Ob wir auf die Uni dürfen. Ich bekomme langsam keine Luft vor Empörung“ (TiM, S. 380)

durch Unsicherheit und prekäre Zukunftsaussichten:

„Sie wusste nicht, wie das weiterging in Wien. Mit den Gaslieferungen. Sie sah in die langen Schlangen zurückgeschrieben. Die langen Schlangen. Vor den Teststationen. Und es würde nicht mehr nett sein. Wenn es um Brot oder Zucker gehen würde. Sie würde es lernen müssen. Kämpfen. Streiten. Dinge erstreiten. Sie wollte das nicht. Sie hatte das nicht lernen wollen. Nie. Es war immer genug da gewesen. Die Schlangen vor den Supermärkten. Oder den Ausgabestellen. Wie würde das alles organisiert werden. Verteilung. Zuweisungen. Ostblock. Wie hatten sich alle über die DDR lustig gemacht. Wie die Planwirtschaft verachtet, die es nicht geschafft hatte, die Erdäpfel an die richtigen Stellen zu liefern. Die den Markt nicht arbeiten hatten lassen. Und jetzt. Künstlich dahin geführt. (...) Die Großmächte hatten beschlossen, dass ein friedliches Europa zu langweilig war. Das Demokratie nicht ins Kraut schießen durfte. Das Bisschen Demokratie nun selbst in Planwirtschaft verwandelt. Aber das wusste sie. Sie war selber alt. Nichtjung. Und alt. Ihre Mutter. Die war. Älter als die Prinzess?“ (TiM, S. 300 f.)

durch Fremdbestimmung, Mangel an Handlungsmöglichkeiten und jahrelang unterdrücktem Ressentiment:

Konstanze hätte sagen mögen, dass sie sich wehren mussten, dass sie das Zepter übernehmen mussten. Ganz wörtlich. Denen, die sie regierten, das Zepter aus der Hand nehmen und sich ins Parlament setzen. Keine Entscheidung ohne eine Volksabstimmung mehr. [...]. Die Grünen und die Katholen. Die hatten das eingeführt. Und Personen wie sie. Immer schon entwertet. Dafür sorgte [sic!] schon die allgemeine Volksschule und die harsche Notengebung von Anfang an. Wie dieser Kurz und dieser rechtsradikale Ibiza-Wehrsportgruppenleutnant sich das wünschten. Das Leben als Fließband. Hineingekippt. Funktionieren. Herauskippen. Freiwillig gezwungen.“ (TiM, S. 291)

Beruflich kämpft sie zusätzlich mit den Folgen der Inflation: „Die Ankündigung der Heizkostenerhöhung. Einengungen. Die Wände rückten näher. Die Wände [...].“ (TiM, S. 21), ihren prekären – zum Teil der Pandemie geschuldeten – Arbeitsbedingungen: „Sie hatte wieder mal umsonst gearbeitet [...]. Sie hatte die Übersetzungen gemacht [...]. Dann lange nichts. Und heute noch die E-Mail. Der Verleger war gestorben. Jetzt noch. Am Ende. [...]. Und jetzt einmal kein Honorar. Das müsse sie verstehen.“ (TiM, S. 21), den kumulierenden Geldsorgen: „So ein leeres Bankkonto. Die reine Wahrheit. Die blanke Realität.“ (TiM, S. 21), „Sie brauchte das Geld. Sie konnte auf das Geld nicht verzichten. Es wurde als Fachübersetzung bezahlt. 1 Euro pro Zeile.“ (TiM, S. 75) sowie mangelndem Austausch und Kommunikation: „Das hatten sie ja geübt. In den Lockdowns. Facetime-Anrufe. Geht es dir gut? Du schaust gut aus. Obwohl niemand gut ausgesehen hatte. Auf Facetime oder auf Zoom“ (TiM, S. 115)

Darüber hinaus wird sie von ihrer jüngsten Trennung zwangsweise zum Umzug aus der günstig gelegenen Wohnung im achten Wiener Gemeindebezirk, in eine wesentlich kleinere gegenüber der Praterallee veranlasst. (TiM, S. 31) Die bereits angesprochene Lethargie: „Sie musste sich

zwingen. Leute einladen und nicht nur Picknicks und Parkbänke. [...]. und sie wollte niemanden sehen.“ (TiM, S. 11) wird nun durch starke Einsamkeit ergänzt:

Weggehen. Vom Festnetztelefon. [...]. Das Handy. Das war immer so dabei. Aber sie musste den Stieglitz anrufen. Wenn sie wieder ruhig war. Wenn sie sich beruhigt hatte. [...]. Sie hatte nur zu weinen begonnen, weil sie schon ein halbes Jahr in der neuen Wohnung lebte und noch nie Besuch gehabt hatte. [...]. Nur die Einsamkeit. (TiM, S. 11)

Ehemalige mit ihrem Ex-Partner geteilte Kontakte beenden die Freundschaft qua Ausrangierung aus sozialen Netzwerken: „Sie war sofort aus der Whatsappgruppe [sic!] entfernt worden. Ihr Facebook-Account war sehr klein. Verkleinert worden.“ (TiM, S. 11) Zudem erlebt sie den Verlust ihrer besten Freundin aufgrund einer Meinungsverschiedenheit zum Thema Abtreibung:

Es drehte sich alles zurück. Sie hatte Gabriele verloren. Abtreibungsdebatte. Und es hatte keinen Sinn. Gabriele. Sie waren Jahrzehnte befreundet gewesen. Und plötzlich. [...]. Die Gabriele. Ein fester Bestandteil gewesen. Über so viele Jahre, Eine Vertraute. Eine von den Personen, denen immer alles erzählt werden hatte können. Eine Person, die weit weg von ihrem täglichen Leben von ihr wusste. [...]. Es war beim ersten Treffen nach der Pandemie gewesen. Da waren die Fetzen geflogen. Plötzlich. Tödlich. Das war tödliche Feindschaft gewesen. (TiM, S. 91)

In dem Zerwürfnis mit Gabriele drückt sich zudem der für alle streeruwitz'schen Protagonistinnen symptomatische, starke Vermischungs-Mechanismus von Angelegenheiten persönlicher und politischer Natur aus. Die Erfahrungen ökonomischer und sozialer Ungleichheit, die von Konstanze in verschiedenen Rollen erlebt wurden, lassen der selbstbestimmten Feministin in ihrer Position als *Frau* keinen Verhandlungsspielraum betreffend politische Wertvorstellung. Eine dahingehende naive Leichtigkeit ist der Protagonistin nicht zugänglich. Konstanze wirkt in dieser Hinsicht zwar mehrheitlich selbstbewusst (TiM, S. 371), doch artikuliert sie stellenweise den sich nicht erfüllenden Wunsch nach temporärer, freier Kontemplation ohne emotionale Anteilnahme:

Sie wanderte dahin. Das Gehen. Sie ging schneller. Schwenkte die Arme. Überließ sich dem Gehen. Nichts denken, dachte sie. An nichts denken. Nur schauen. Sonnendurchwirktes Grün, dachte sie. Frühlingswispernder Wind. Sie dachte nach. Freiheitfühlendes Gehen. Sie drehte sich um. Für diese Zustände. Es gab nicht viele Worte dafür, Ein Rad. Sie hörte ein Fahrrad hinter sich. Sie trat an den Rand. Ein Weg führte nach rechts weiter. (TiM, S. 49)

Dementgegen manifestieren sich in ihrer erlebten Rede iterativ wirkende Gedankenschleifen, die häufig durch eine soziale Beobachtung in Gang gesetzt- und in weiterer Folge mit persönlichen Emotionen, Gedanken oder Erlebnissen verknüpft werden. Neurotizismus und Empathie der Protagonistin halten sich innerhalb ihrer Denkspiralen die Waage:

Das dröhnende Aufklatschen der Füße. Es war ein Bub. Acht Jahre? Vielleicht ein bisschen älter. Sein Keuchen. Sie drehte sich diesem Keuchen zu. Dieses Kind. Dieser Bub. Er lief davon. Er floh. Weiter vorne. Er drehte sich an der Kreuzung um. Rannte über die Straße. Eine Notbremsung. Der Bub raste weiter. Zwei andere Buben kamen gelaufen. Liefen diesem Kind her. Ihm nach. Sie hielten knapp vor ihr. Deuteten auf den davonstürzenden Buben. Sie lachten. [...]. Sie sagte »Zwei gegen einen? Das ist einfach.«. Der eine Bub drehte sich um. Lachend. [...]. Die Buben lachten. Sie ging weiter. Sie war verstört. Das war namenlose Angst gewesen. Der flüchtende Bub war in namenloser Angst vor diesen

beiden Peinigern geflohen. Was hätte sie gemacht, wenn die beiden Verfolger habhaft geworden wären und ihn in den Max-Winter-Park verschleppt hätten? Was tat man gegen Gewalt an Kindern? (TiM, S. 103)

Gesellschaftspolitische Thematiken wie Krieg: „Es war doch ohne Krieg und Seuchen alles schwierig genug. Sich durchs Leben. Einen Weg finden. Was hatte dieser Kurzkanzler Kurz davon, sie alle nun derart betrogen zu haben.“ (TiM, S. 116), Folgen der Corona-Pandemie: „sie war isoliert. Sie musste niemanden treffen. Es war alles über Zoom oder Telefon oder E-Mail zu erledigen. Sie mussten nicht einmal mehr auf die Post gehen. Oder kopieren.“ (TiM, S. 312), Machtstrukturen innerhalb der katholischen Kirche: „Ach, du lieber Himmel. Unbefleckt? Na ja. Unschuld ist auch eine Waffe ... Ja. Die sind im Vormarsch, Wieder. Auf der ganzen Welt.“ (TiM, S. 371) oder Tendenzen des Neoliberalismus: „Wie die Wirtschaft die Kultur zerstörte.“ (TiM, S. 282) werden Ausgangspunkt und Zentrum der reflektiven Auseinandersetzungen.

Als Konsequenz manifestiert sich dennoch kein Drang zu politischem Engagement, sondern noch größeres Wachstum der Verzweiflung und Antriebslosigkeit: „Sie war. Es war nicht Müdigkeit. Sie war voll. Mit sich. Mir [sic!] ihren Problemen. Sie konnte keine neuen Geschichten. Sich interessieren. Fragen stellen.“ (TiM, S. 310), „Die Müdigkeit. Sie war nicht mehr zu verbergen. Und das war es ja auch. Sie war müde. Müder. Sie war niedergedrungen und müde davon.“ (TiM, S. 268)

Der Sinn im Aufbegehren gegen die genannten gesellschaftlichen Missstände wird von Konstanze erkannt: „Die Nizzi hatte schon recht, sich in einer Klimaaktion zu engagieren.“ (TiM, S. 338), doch kann sie sich nicht zu eigenem Aktivismus überwinden. Die Stagnation der grundsätzlich politisch hochinteressierten Protagonistin könnte einerseits als Folge der erlebten Müdigkeit begriffen werden. Unter der Perspektive des Generationendiskurses eröffnet sich ein weiterer Zugang. Konstanze ist zur erzählten Zeit nicht die Repräsentanz der „jungen Generation“⁸¹. Als sich die Mutter im Alter der Tochter befand – von der die besagte Generation innerhalb des Romans repräsentiert wird – betrieb diese ebenfalls politischen Aktivismus:

Aber sie hatte das selber gemacht. Sie war bei den Au- Demonstrationen gewesen. Das war gefährlich gewesen. Das war gefährlich gewesen. Sie konnte es vor sich sehen. Die Bilder. Immer wieder. Wie die Gendarmeriebeamten über die Böschung heruntergekommen waren. Schlagstöcke in der Hand. Wie alle sitzen. (TiM, S. 270)

Wird eine generationelle Einheit als zu jeweils einem Zeitpunkt „treibende Kraft des historischen Prozesses“⁸² und Verantwortungsträgerin für zukünftige Generationen begriffen, so könnte argumentiert werden, dass die Beförderung eines „in die Zukunft gerichteten

⁸¹ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 13.

⁸² Ebd., S. 12.

gesamtgesellschaftlichen Fortschrittsprojekt“⁸³ nicht (mehr) in Konstanzes Aufgabenbereich fällt.

Die einstgehabte wütende Kraft die für ein solches notwendig sind, ist der Protagonistin zur erzählten Zeit zwar noch erinnerlich:

Es war alles so mit Leben vollgestopft. In den 90ern. Es war alles so hoffnungsvoll gewesen. Die Geschichte mit ihm. Die war nur aus dem Schwung von damals zu verstehen. Die Welt war nicht mehr geteilt gewesen und nur Aufschwung vorstellbar. [...]. Sie hatte dann das Kind bekommen. Weil alles so gut ausgeschaut hatte. Alles bewältigbar. Alles machbar. Sie hatte sich stark gefühlt. (TiM, S. 37),

Muße und Motivation lösen sich allerdings im Schmerz über die politischen Missstände auf und gehen zu Müdigkeit und Verzweiflung über. Gesunde Bewältigungsstrategien, zur Kompensation des kumulierten Frustes und der wachsenden Angst, scheinen der Protagonistin nicht verfügbar. Soziale- und Massenmedien fungieren in Folge als Anästhetikum zur punktuellen Betäubung des Weltschmerzes. Die Nebenwirkungen von YouTube und co drücken sich durch einen Verlust Konstanzes sonst so erschöpfendem Gewahrsein innerhalb der unmittelbaren Umwelt aus. Auf einmal wirkt sie wirklichkeitsfern und unvernünftig:

[...] Die hatten Millionen Zuseher und Zuseherinnen. Die wussten nichts von ihr. Und trotzdem. Es war. Für lange Zeiten war es der einzige menschliche Kontakt gewesen, und sie hatte zurück gelächelt. Sie hatte sich dabei vorgefunden, diese Personen auf dem Bildschirm anzulächeln. Sie so anzusehen, dass sie wissen sollten, wie aufmerksam sie ihren Ausführungen folgte. [...]. Dann hatte sie dareingefunden. Sie hatte Bob und Brad und Dr. Ramani zugehört. Manchmal war es auch Dr. Berg gewesen. Der hatte vier Millionen Follower und predigte Keto-Diät und konnte jede Krankheit durch das richtige Essen heilen. Oder schon verhindern. Es war beruhigend gewesen. [...] Die Gesichter auf YouTube. Die waren immer schon nur Erinnerung. Aber wenigstens das. Sonst wäre es nur ihr Spiegelbild gewesen. Die Erinnerung daran, dass sie eine Person war. (TiM, S. 311 f.)

Die kurzen Übergänge zu einer weitaus naiveren Version ihrer selbst werden von der Protagonistin als konfus und kontraintuitiv erlebt. (TiM, S. 311) Dass sie sich plötzlich von wildfremden, in öffentlichen Medien auftretenden Personen mit vermeintlichen Doktor-Titeln die richtige Art der Ernährung: „[...] Und wie sie essen sollte. Wie viel sie essen sollte. Wann sie essen sollte. Intervallfasten. Kein Intervallfasten- Frühstück. Kein Frühstück. Doch Frühstück.“ (TiM, S. 104), die optimale Partnerwahl: „Mit Dr. Ramani wusste sie, dass der Siebenstern keine Möglichkeit war.“ (TiM, S. 104) sowie diätologische Schutzmaßnahmen zur Krebsprophylaxe: „[...] und konnte jede Krankheit durch das richtige Essen heilen. Oder schon verhindern. Es war beruhigend gewesen.“ (TiM, S. 312) diktieren lässt, ordnet sie selbst als Manifestation ihrer Verzweiflung ein:

Die Gesichter auf YouTube. Die waren immer schon nur Erinnerung. Aber wenigstens das. Sonst wäre es nur ihr Spiegelbild gewesen. Die Erinnerung daran, dass sie eine Person war. Die Nizzi in Salzburg. Bei der Mutter im Haus. Niemand geist. Zuerst war ja noch der Ben da gewesen. In der Lange Gasse. (TiM, S. 312)

⁸³ Ebd., S. 13.

Eine gangbare Vorgehensweise für die Verarbeitung des erfahrenen Schmerzes offenbart sich ihr unterdessen nicht:

Sie schaute auf den See hinaus. War da oben irgendwo nicht die Villa von Thomas Mann? War die Einsamkeit, die vier Millionen Menschen anschauten. War das eine erträglichere Einsamkeit als ihre ungesehene? Ihre Welt. Ihr Leben. Sie war auf ganz wenige Personen reduziert worden. Und es schmerzte. (TiM, S. 313)

Zusätzlich zu ausbleibendem geistigem Austausch und emotionalen Bindungen, drückt sich in Konstanzes Sprechanteilen ein Defizit physischer Nähe aus. Die einsame Wohnsituation nach Ende einer langfristigen Beziehung leistet einen weiteren Beitrag zu ihrer Irritation:

Sie blieb liegen. Mit einem Mann? Es war nicht zu erwarten. Wollte sie das überhaupt noch? Wollte sie ihren Körper überhaupt noch so grob behandelt haben? Ficken? War das nicht meistens eine brutale Angelegenheit gewesen? War mit dem Wort Sex so eine Freigabe verbunden gewesen? So etwas Überfallsartiges? Ein Herfallen war das gewesen. [...]. Wahrscheinlich hatte sie sich zu viel. Viel zu viel den Partnern angepasst. Hatte es sich in ihrer Überempathie. Hatte sie, die Potenzängste der Männer erahnend, sich hingegeben, damit alles. Funktionierte? Gab es denn kein schönes Wort dafür? Für das Gelingen? Für gelungenen Sex. Alles grob. Wenn es ums Ficken ging. Es war alles grob. [...]. Es war eben alles Sex und nicht beschreibbar. Das schützte alle. Kein Sex beschreibbar. Nicht alltäglich. Jedenfalls. Sie konnte Gedichte dazu schreiben. Pornographie. Das war meistens genauso grob wie die Wirklichkeit manchmal gewesen. Es müsste sehr viel Zeit gelassen werden. Sehr viel geredet. Die Erfahrungen ausgetauscht. Und ob das Licht anbleiben [sic!] sollte oder nicht. Das wäre zu bereden gewesen, bevor eine Entscheidung. Wie alle Entscheidungen gemeinsam besprochen. In einem einzigen großen Vertrauen. Geteilt und nicht. Und wer würde sich die Zeit nehmen. Sie hätte Wochen mit jemandem im Bett verbringen wollen. [...]. Wie sollte sie diesen Zustand nennen? Sich suhlen? Ein langsam drehendes Bewegen? Ein webendes Leben nicht nur in sich? Dieses stille Vor-sich-Hin des Lebens in einem gemeinsamen Körper? Für diese Zeit ein gemeinsamer Körper. Communio. Und das immer wieder. Und das hatte es gegeben. Sie setzte sich auf. Sie hätte jetzt nur noch so viel mehr Lust auf die langen, langsamen Zeiten gehabt. Für die es jetzt Zeit gegeben hätte. Und damals nicht. (TiM, S. 124)

In der Diskrepanz zwischen dem erlebten Ist- und dem gewünschten Soll-Zustand drückt sich darüber hinaus ihr Wunsch einer intimen Beziehung ohne Tendenz zu männlicher Hegemonie aus, der für Konstanze in der *Position* Frau bisher unerfüllt blieb. Im Sinne einer Aufrechterhaltung des Selbstwertgefühls und der Maskulinität der jeweiligen Sexualpartner ordnete sie sich stellenweise unter, und blieb mit den eigenen Bedürfnissen zurück. (TiM, S. 124) Retrospektiv wird sie sich dem Ungleichgewicht zwar bewusst, doch fällt die Befriedigung ihrer Begehren sowie die Wahrnehmung ihrer selbst außerhalb von Zuschreibungen nach wie vor schwer: „Sollte sie es machen? Das Wohlbefinden zwischen den Beinen. Das Liegen im glücklichen Körper steigern?“ (TiM, S. 123), „Warum versteckte sie das alles immer noch?“ (TiM, S. 126)

Wie es für die meisten ihrer Lebensbereiche bezeichnend ist, bewegt sich Konstanze auch in Bezug auf Sexual- und Liebesleben mit ihren Sprechanteilen primär in der Vergangenheit. Erlebnisse mit ehemaligen Liaisons werden laufend analysiert: „Sie wusste nur, dass sie miteinander. Vor langer Zeit. Sie musste lachen. [...]. Wie hatte der geheißen. Der Vorname. Wie war der gewesen?“ (TiM, S. 34), „Sogar der Herbert war an ihr vorbeigegangen. Unlängst.

Am Graben. Und mit dem war sie verheiratet gewesen.“ (TiM, S. 36), „Dieser Mann hatte mit ihr geschlafen.“ (TiM, S. 39), „Sie hätte Sex sagen müssen, was sie mit dem Darian gehabt hatte.“ (TiM, S. 123), „Sie dachte an den Siebenstein. Wie froh sie war, dem ihre Telefonnummer nicht gegeben zu haben.“ (TiM, S. 298), unterdessen jedoch keine neuen Bekanntschaften geschlossen. Veronicas Vater scheint auch in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung zu beziehen. Über ihn wird ausschließlich in Zusammenhang mit ihrer Tochter nachgedacht. (TiM, S. 23) Dass die beiden selbsterklärend auch eine sexuelle Vergangenheit verbindet, bleibt in ihrer erlebten Rede gänzlich unerwähnt, was als Akzentuierung einer Trennung zwischen Frauen- und Mutter-*Position* gelesen werden könnte. Indoktrinierte Rollenbilder und geschlechtliche Markierungen veranlassen Konstanze dazu, sich in ihrer *Wirklichkeit* als Frau in einer Art Gefangenen-*Position* zu begreifen:

Und all diese Leute. Diese Putins. Diese Bidens. Trumps. Musks. Und wer auch immer. Die das kaputt machten. Die allen Schutz zunichte. Entblößten. Das war Entblößung. [...]. Sie wurden nackt gemacht. Sie waren bekleidet gewesen. Angezogen. Hatzen diese kleine Schutzschicht gehabt. Jeder und jede. Eine eigene. Nicht gerecht. Das war nicht gerecht verteilt gewesen. Die Milliardäre. Seit 2007. Die waren gepanzert mit Schutz. Sie. Als Bevölkerung. Sie war Bevölkerung geworden. Sie bevölkerte als Kleinform die Welt.“ (TiM, S. 304)

Entfaltung und Ausschöpfung ihres Intellekts und Charakterstärke werden gehemmt:

Und wie gerne. Sie hätte alle Leute lieben wollen. Alle. Aber dafür durfte nicht um Salz gestritten werden. Um Gas für die Heizung. Dafür. Für so ein friedliches Lächeln. Freundlich. Niemand durfte da zu kurz kommen. Sie- Sie selbst. Wie sie hassten konnte, wenn sie sich zurückgesetzt vorkam. Wenn sie traurig war.“ (TiM, S. 302)

Die zusätzliche Verbindung zum Generationendiskurs stellt die Protagonistin eigens her, wenn sie denkt: „Hatte sich die autoritäre Erziehung ihrer Generation mit dem Lockdown verbündet und sie aus sich selbst vertrieben?“ (TiM, S. 275)

Zusammenfassend erlebt Konstanze in ihrer *Position* als Frau Machtlosigkeit in nahezu jedem Lebensbereich. (TiM, S. 49) Das erlebte Defizit an Autonomie wird innerhalb ihrer *Wirklichkeit* mit kleineren Akten des Aufbegehrens bekämpft. Gerade der Umstand, dass profane Maßnahmen wie der ausbleibende Frisörbesuch: „Und sollte sie doch mit der Tönung anfangen? Sich nicht der Klassifizierung durch Haarfarbe beugen. Sich emanzipieren? Von der Haarfarbe befreien?“ (TiM, S. 82) oder das Verfassen einer E-Mail: „Das leistest du dir jetzt, sagte sie laut und schickte die Mail ab. Sie schloss das Mailprogramm.“ (TiM, S. 84) ihr als letzter Ausdruck des Ressentiments verbleibt, ist für die ihrem Zustand innewohnende Dramatik bezeichnend.

Jene Momente, in denen der Protagonistin die zeitweilige Bemächtigung über die Situation mithilfe banaler Akte gelingt, lassen sich dementsprechend als noch größere Erfolge verbuchen: „Das war entschieden und damit war es das Richtige, Und weil sie es so gemacht hatte, deshalb

war das Richtige auch das Gebotene.“ (TiM, S. 115) Es verbleibt die Frage: „Und warum ließ sich das mit der Politik nicht auch so machen?“ (TiM, S. 115)

2.3.2 Die Mutter

Die uneheliche, alleinerziehende Mutterschaft wird an die zweite Protagonistin innerhalb der streeruwitz'schen Genealogie weitervererbt. Genau wie die Vorgängerinnen erlebt Konstanze ihre *Wirklichkeit* nicht nur als Frau innerhalb einer patriarchal-organisierten Gesellschaft, sondern auch als Mutter einer Tochter und Tochter einer Mutter. Jener – für die gesamte Familienbiografie konstitutiven Thematik – steht sie als nächste Generation bereits wesentlich entspannter als ihre Vorgängerinnen in der „Mütterkette“ (TiM, S. 320) gegenüber. Knapp formuliert sie ihren Zugang mit den Worten: „Für mich. Das war eine Entscheidung und damit basta.“ (TiM, S. 164)

Anders als sie es selbst in ihrer Tochter-Rolle erfahren musste (TiM, S. 48), möchte sie Veronica unter keinen Umständen das Gefühl von Überflüssigkeit vermitteln oder ihre Geburt als Fehler suggerieren. Einfühlsam versichert sie dieser: „Du Nizzi. Ich bin mit diesem Teil meines Lebens. Dann. Da bin ich vollkommen glücklich. Aber das weißt du ja [...].“ (TiM, S. 165) Äußert sich Konstanze dennoch kritisch zum Konstrukt der alleinerziehenden Mutterschaft, so referiert sie dabei ausschließlich auf die Machtstrukturen, die zu jenen Erschwernissen beitragen, mit denen sich eine alleinerziehende Frau innerhalb einer bürgerlichen Gesellschaft notwendigerweise konfrontiert sieht: „Dass es Vater und Mutter ... So etwas ... So eine Stimmung ... Das treibt dich in Entscheidungen ... Glaube mir. Das zwingt dich. Mich hat das schon.“ (TiM, S. 164)

Problematiken resultierend aus den *Positionen* einer männerlosen-Mutter beziehungsweise einer vaterlosen-Tochter wurden von Konstanze selbst erfahren. Sie verharmlost diese nicht, jedoch werden die zu behebende Defizite innerhalb der Gesellschaft und nicht innerhalb der Familie verortet. (TiM, S. 164) Für die nächste Generation ist die uneheliche Schwangerschaft kein Fehler, die Abwesenheit des Mannes nicht die Unzulänglichkeit der Frau und die Schuld für die damit einhergehenden Schwierigkeiten liegt nicht bei der Mutter. Stigmatisierung und Benachteiligung sind daher auch nicht als zu erwartendes Nebenprodukt hinzunehmen.

Konstanze entwickelt in ihrer Mutter-Rolle Grundsätze, die offensichtliche Zusammenhänge mit ihren Erfahrungen als Tochter aufweisen, und für die Protagonistin selbst untrennbar verbunden sind:

O, wie sie das gehasst hatte. Wenn das Kind aus der Schule zurückgekommen und so geknickt. Nicht aufgepasst. Nicht gut genug gelesen. Und nicht mehr zu trösten gewesen. Den Knick gesehen. Musste geschehen. War die Meinung gewesen. Normal. Das wäre normal. Das war normal genannt worden und ohnehin nicht so schlimm wie früher einmal. [...]. Aber das war das Elend. Ihre Mutter hatte sich selbst überflüssig gemacht. Durch Lieblosigkeit. [...]. Aber die Angst, dass es mit der Veronica auch so kommen sollte. Dass die Verdammnis sie auch von diesem Kind trennte. (TiM, S. 51)

Dekonstruktion und Abstrahierung der für das streeruwitz'sche Frauen-Kollektiv typischen Synthese verschiedener Biografeme und Beziehungsdynamiken werden daher erneut zur Aufgabe der *Lesenden*.

Die als Kind einer Alleinerzieherin erlebte Kompromittierung und Repression, die hier wiederum als Fehlverhalten der Mutter- und nicht der Gesellschaft eingeordnet wird, möchte sie Veronica dringend ersparen:

[...] Sie hatte zur Nizzi nie gesagt, sie solle leiser sprechen. Sie hatte sie nie gezwungen diesen Satz zu sagen. Diese Sätze. Ihr Kind nie zu beschränken. In der Öffentlichkeit. Keine Beschränkungen vor anderen. (TiM, S. 83)

Verletzungen innerhalb der eigenen Kindheit und Jugend konnten zur erzählten Zeit noch nicht gänzlich aufgearbeitet- geschweige denn abgeschlossen werden. Als Konsequenz vermischen sich längst vergangene Szenarien mit gegenwärtigen Eifersuchtsgefühlen in ihrer Mutter-Rolle:

[...] Aber es vergingen Wochen. Monate waren das gewesen. In den letzten zwei Jahren. Mit den Lockdowns. Den Reisebestimmungen. Den Tests. Mit der ganzen Pandemie. Das Kind in Salzburg. Und dann ihre Mutter. Die hatte natürlich die bessere Mutter sein wollen. Mit dem großen Haus. Mit der Mansardenwohnung. Da könnte der Freund auch gleich mitwohnen. Wäre das nicht perfekt. Im Lockdown. Da war das Kind wenigstens nicht allein. Es war niemand auf die Idee gekommen, die Nizzi könnte bei ihr sein. Mit ihr zusammen. Nein. Es hatte dieser Mann sein müssen. Ihre Mutter hatte die Nizzi mit diesem Mann zusammengespant. Sie. Sie hatte mit 20 noch um 10 Uhr nach Hause kommen müssen. Hätte so früh nach Hause kommen müssen, wenn sie zu Hause geblieben wäre. Hatte nicht alles damit begonnen? War es nicht diese Knebelung gewesen? In Abstinenz gezwungen? Sie. Sie hätte nie Sex haben sollen, wenn es nach ihrer Mutter gegangen wäre. Manisch war das gewesen. Wütend. Sie hätte unter allen Umständen bewahrt werden sollen. Bewahrt werden. Ferngehalten von diesen Geheimnissen. Immer die Frage. Hast du? Bis sie gehabt hate. Durch Verfolgung ins Verfolgte getrieben. Was war der Sinn davon gewesen? Am Ende war es eine Abstoßung geworden. (TiM, S. 112 f.)

Darüber hinaus erfährt Konstanze eine Art doppelte Schuldzuweisung: Als Tochter wurde sie für die uneheliche, ungeplante Schwangerschaft der Mutter mittels autoritärer Erziehungsmethoden bestraft. Beim Übergang in die Mutter-Rolle offenbart sich zusätzlich, dass jene Erziehung „zur Selbstverletzung“ (TiM, S. 83) nicht das gewünschte Ergebnis hervorbrachte. Denn die zweite Protagonistin wird ebenfalls unehelich schwanger und damit zur Wiederholungstäterin: „Sie. Die Tochter ihrer Mutter. Sie war ja selbst schon unehelich. Die Mutter hatte sagen können, sie wisse, was das bedeute. Und sie hätte es auch wissen sollen und es dem Kind ersparen.“ (TiM, S. 10)

Die Auflösung des Konglomerats aus Tochter- und Mutter-Erfahrungen gelingt Konstanze zur erzählten Zeit nicht. Doch obwohl autobiografische Belastungen sowie die gestörte Mutter-Kind-Beziehung die Gegenwart nach wie vor begleiten, wird die Durchbrechung diverser

transgenerationaler Traumata bewusst angestrebt. Es soll nicht zu einer Weitertradierung der wahrgenommenen repressiven Erziehungsmuster und der mit diesen einhergehenden Schuldzuweisungen kommen: „Ich will nicht, dass es dir so geht wie mir“ (TiM, S. 188)

Mit Veronica wünscht sie sich eine offene, ehrliche Kommunikationskultur frei von Tabuisierungen. In ihrer *Wirklichkeit* als Mutter findet sie anstatt der erhofften Vertrauensbasis jedoch einen komplexen Spannungszustand anfällig für Konflikte jeglicher Art vor. (TiM, S. 269)

Die Diskrepanz zwischen Vorstellung und Realität schmerzt die Alleinerzieherin umso mehr. An die Stelle von schrankenlosem Austausch rückt ein Interaktionsmodus, in dem die Mutter ihre Sprechhandlungen mit pedantischer Vorsicht auswählt, um Zudringlichkeit und Penetranz zu vermeiden:

Oh du lieber Himmel. Wie sie sich bemühte, nichts zu fragen. Nicht aufdringlich zu sein, Zu warten. Und vielleicht. Vielleicht war das falsch. Aber Fragen. Die reichten nicht über den Abstand hinweg, der da war. Mit einer Frage. Eine Frage. Da fiel zwischen die beiden nichts. Und das Kind? Die schaute dann so erstaunt. Die war erstaunt. Die verstand das Interesse nicht. Wie war das passiert? Dass eine Frage von ihr unerwartet geworden war. Irgendwie war es eine Auslöschung. Es war, als würde die Mutter ihr weggeschrubbt werden müssen. Sie wurde nicht ausgeschlossen. Nicht ganz. Aber Mutterprivilegien. Die wurden beseitigt. Die gingen in diesem Erstaunen unter. (TiM, S. 269)

Besagte unausgesprochene Fragen, werden stattdessen an sich selbst gerichtet und bleiben demnach unbeantwortet: „Und dieser Jonas? Was war das gewesen?“ (TiM, S. 275) „Ihre Veronica. Nizzi. Sie war in einer Krise. Aber in welcher? War es die normale Mutter-Tochter-Kalamität? War es wegen dieses Kerls da? War es das Studium? Es war alles wegen der Pandemie. Natürlich.“ (TiM, S. 23), „Und das Herzeleid? Musste die Nizzi das auch durchmachen? Wurde das Kind? Musste das Kind diese Nöte erlernen? Geschult werden im Drama des Begehrens?“ (TiM, S. 323), „Die Nizzi hatte ihr verboten, mit dem Jonas noch je einmal zu reden. Warum?“ (TiM, S. 126)

Folglich kennt Konstanze beispielsweise nicht die wahren Gründe für Veronicas Trennung (TiM, S. 201) oder ihren Entschluss im bevorstehenden Sommer nicht nach Italien zu reisen. (TiM, S. 166) Ihre ohnehin seltenen Annäherungsversuche materialisieren sich in zurückhaltenden, unvollständigen, vagen Halbsätzen, die Veronica allerdings stets in ihrem Kopf zu komplementieren weiß. Die Antworten fallen wiederum ähnlich verschwommen aus, wie die ‚Fragen‘, denen sie entgegnen: „KONSTANZE. Ist es wegen... VERONICA. Ich weiß es nicht... Ja. Kann sein. [...]“ (TiM, S. 167) „KONSTANZE. Du kannst immer... VERONICA. Ich weiß.“ (TiM, S. 368), „KONSTANZE. Du weißt. Ich finde. VERONICA. Mir hilft das.“ (TiM, S. 369)

In Hinblick auf die Unvollständigkeit der Sätze bleibt ferner zu ergänzen, dass sowohl Mutter als auch Tochter vorwiegend dann in diesen Sprachduktus überzugehen scheinen, wenn Angelegenheiten bearbeitet werden, die sie beide persönlich betreffen: „KONSTANZE: Ach mein Schatz. Ich dachte... VERONICA: ...Nein es hat nichts mit dem Jonas zu tun.“ (TiM, S: 363) Werden keine Zusammenhänge mit der eigenen autobiografischen Vergangenheit hergestellt, so wirken die Konversationen etwas flüssiger und unterliegen weniger Störungen durch Satzabbrüche:

KONSTANZE: Ich denke an die Leute, die das machen. Die das schreiben. Weißt du. Die denken sich die ganze Geschichte aus und wir überspringen das meiste. VERONICA: Na geh das sind doch Gruppen. Das schreiben doch Gruppen. Und die. Die wissen ganz genau. Dass niemand das so ordentlich anschaut. Die bauen die Serien doch so, dass du am Ende alles verstehen kannst, auch wenn du so viel übersprungen hast. Wie wir. *(lacht)* KONSTANZE: Magst du noch etwas essen? Ich habe ein veganes Eis für dich.“ (TiM, S. 161)

Besonders jene Kommunikationsbemühungen Konstanzes, die auf die unmittelbare Gegenwart ihrer Tochter rekurrieren, werden von Veronica gänzlich abgewehrt: „Ach. Lass nur.“ (TiM, S. 167), „Frag lieber nicht.“ (TiM, S. 168), „Alles Blödsinn.“ (TiM, S. 168), „Ich bitte dich. Lass mich damit.“ (TiM, S. 169), „Nein. Lassen wir es.“ (TiM, S. 169) Sie münden entweder in eine Umkehrung der Positionen von Fragender und Befragter, indem Veronica ihrer Mutter gegenüber persönlich wird, in eine Entschuldigung oder in die endgültige Kapitulation der Mutter: „Warum willst du das immer wissen. Ich weiß es selber nicht. Und du. Du weißt ja auch nichts. Der Stieglitz. Wenn der von dir redet. Wenn ich eine alte Tante wäre, würde ich sagen, dass der dir. [...]“ (TiM, S. 170), „Entschuldige. Ja. Das war neugierig.“ (TiM, S. 170), „Ich gebe ja auch schon Ruhe. Ich frage nichts mehr.“ (TiM, S. 171)

Die Alleinerzieherin erlebt sich als völlig unwissend bezüglich der existenziellen Lebensereignisse ihrer Tochter und verharrt in unbehaglicher Ahnungslosigkeit: „Und sie musste einkaufen. Etwas Gutes kochen. Etwas alltäglich Gutes, das die Nizzi essen konnte. Und nichts fragen. Sie musste sich das vornehmen. Nichts fragen. Nicht direkt fragen. Abwarten.“ (TiM, S. 22)

Abgesehen von dem Überblick über Veronicas Leben gehen ihr dabei stellenweise auch Sprach- und Ausdrucksfreiheit verloren. Da sie sich zu dem erlebten Schmerz nicht bekennen kann, zwingt sie sich in ihrer Mutter-Rolle zur vorgetäuschten Souveränität: „Sie musste ruhig und gelassen sein. Sie musste so tun, als säße sie in der Mitte ihres Lebens und hätte alles im Griff. [...]. Es hatte ausgehalten werden müssen.“ (TiM, S. 23)

Parallel zur wachsenden emotionalen Distanz entwickelt sich der Wunsch, nochmals eine Mutter-Kind-Symbiose zu erfahren. Die kumulierenden Kommunikationsbarrieren lassen die Protagonistin dabei immer tiefer in Veronicas frühe Entwicklungsphasen regredieren:

Mit dem Kind. Das war ein schleichenderes [sic!] Elend als die Trennung von Männern. Es war. Manchmal. Manchmal war es dieser Schmerz wieder. Der Nachhall dieses Schmerzes. Dieses Ziehen. Als wäre der Bauch unendlich weit und das Ziehen und Zeren grenzenlos, Ein Reißen war das. Ein Zerreißen. Die Veronica. Sie war die wichtigste Person in ihrem Leben, und sie durfte sie das nicht merken lassen. Sie musste. Die Liebe. Diese Liebe. Diese Form von Liebe. Und sie hätte dieses Kind umarmen wollen und in ihren Leib zurückumarmen. Verbergen. Schützen. Bewahren. (TiM, S. 114)

Trotz Volljährigkeit und Selbstständigkeit der Tochter werden die letzte Phase ihrer Adoleszenz und das damit einhergehende Ende der Kindheit von der Mutter als besonders schmerzhaft erlebt:

Es war keine Trennung. Es war eine Abtrennung. Und sie durfte nicht über die Zukunft reden. Sie durfte nicht fragen, warum sie in dieses katholische Mädchenheim gezogen war. Warum sie nicht mehr studierte. Warum sie sich vom Jonas getrennt hatte. Warum sie nicht mehr zu ihrem Vater nach Italien fahren wollte. (TiM, S. 23),

Grundsätzlich kann der Kontaktabbau naheliegenderweise als Symptom einer natürlichen Abgrenzung zur Eltern-Generation gelesen werden. Konstanze bezieht diesen dennoch weitestgehend auf sich selbst und ordnet durchaus gewöhnliche Phänomene als tiefe, irreparable Einschnitte in die Mutter-Tochter-Bindung ein:

Sie wünschte sich ja die Nizzi würde wieder mit ihr leben. Aber das war auch theoretisch. Sie hatte es sich eingerichtet. Allein. Sie hatte es gelernt. Lernen müssen. Vom eigenen Kind verlassen zu werden. Hinter sich gelassen zu werden von ihr. Zurückgelassen. Eigentlich schwer zu ertragen. (TiM, S. 23)

Aus Trennungsschmerz, Einsamkeit und Verwirrung (TiM, S. 323) ergeben sich zwei disparate Begleiterscheinungen. Es offenbart sich in der erlebten Rede der Protagonistin erstens der bereits angedeutete Wunsch ihrer erwachsenen Tochter eine Form von Behütung entgegenzubringen, die für Kinder in wesentlich früheren Entwicklungsphasen essenziell ist. Wieder bewegt sie sich innerhalb ihrer Mutter-Rolle mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart:

Sie hatte ein Fahrrad gehabt, die Nizzi hinten drauf. Und immer diese Angst in die Straßenbahnschienen zu kommen. Diese Zeiten. Das Kind immer nahe. Kinderwägen. Buggys. Fahrradsitze. Autositze. Und tragen. Die kleinen Körper umfassen und geschützt wissen. So. Richtig geschützt. Das war so. So schwierig. So schwer. Sich das abzugewöhnen. Das Schützen. Das Behüten. (TiM, S. 304)

Zweitens manifestiert sich in Konstanzes erlebter Rede gleichzeitig ein Moment der Entfremdung. Dieses drückt sich vor allem an jenen Stellen aus, an denen die Mutter den - für das streeruwitz'sche Vokabular nur allzu charakteristischen - Personenbegriff auf ihre Tochter anwendet:

Dieses Kochen. Dieses Versorgen. Alle Unsicherheiten diesem Kind gegenüber. In der Frage des Essens. Sie konnte es daran ablesen- Sie wusste nicht, was sie diesem Kind zu essen geben sollte. Durfte. Musste. Sie wusste nichts mehr über sie. Sie hatte keine Vorstellung davon, was diese **Person** wollte. Musste. Sich erlaubte. Zuließ. Ablehnte. Verabscheute. Hasste. (TiM, S. 60)

Die Kohärenz zwischen Form und Inhalt des Gedankenganges materialisiert sich im Denken von Veronica als „diese Person“ (TiM, S. 60), womit die familiäre *Position* der Tochter wegfällt.

Sie wird als eine *Person* und damit als vollständig autonomes Wesen, frei von familiären Zuschreibungen jeglicher Art, gedacht.

Eine Verbindung zwischen Konstanzes unrealistischem Wunsch der Wiederherstellung einer Mutter-Kind-Symbiose und den eigenen Biografemen ist nicht offensichtlich herleitbar. Weitaus naheliegender ist die Annahme, dass dieser aus einer Synthese zwischen privaten Defiziten und gesellschaftspolitischen Zuständen resultiert. Die erlebte Erschöpfung von Krieg, Pandemie und Inflation (TiM, S. 8 f.), Einschränkungen der eigenen Handlungssouveränität als *Person* und die kumulierenden Kommunikationsschwierigkeiten mit Veronica treten simultan auf, wodurch ein Zusammenhang verortet werden kann. Gleichzeitig formuliert sie als Mutter wiederholt den tiefen Wunsch, dass erlebte Depressivität und Antriebslosigkeit für die Tochter ausbleiben: „Das Leben. Es war so scheußlich. So elend geworden. Sie genierte sich, wie scheußlich die Welt geworden war. In die sie dieses Kind geholt. Es waren Lawinen von Scheußlichkeiten.“, „Und vor allem. Das Kind. Ihr Kind mit dazu. Ihr Kind ...“ (TiM, S. 9), „Die Matura machen und die Welt stand offen. Ihr Kind war nach der Matura in den Lockdown geraten. Sie hatte nicht einmal zu ihr fahren können. Die Wochenenden. Die gemeinsamen. In Salzburg. In Wien. In aller Schwierigkeit.“ (TiM, S. 115), „Das arme Kind. Es würde durch die Umstände gezwungen werden, zu essen, was zu haben war. [...] Ihre stolze Tochter niedergezwungen durch die Umstände. Gebeugt. Niedergemacht.“ (TiM, S. 50), „Sie wollte eine Person, die in der Welt herumflattern konnte. Frei. Sich frei bewegen. Entschlüsse fassen. Ziele. Ausprobieren. Anfangen. Versuchen. Dummheiten. In aller Freiheit.“ (TiM, S. 114)

Abgesehen von Konstanzes eigener Resignation offenbart sich in den Gedankengängen ein schamvolles Moment. Als Stellvertreterin ihrer Generation wird von der Protagonistin in der Rolle der Mutter ein klares Bewusstsein für die vorherrschende generationelle Ungerechtigkeit ausgedrückt: „Sie hatte dieses Kind bekommen, weil es ein glückliches Leben [innerhalb einer glücklichen Generation] geben hätte sollen. Und weil es so gekommen war. Wie konnte es sein, dass ihre Entscheidung, dieses Kind bekommen zu wollen. Dass sie diese Entscheidung nun. Bereuen? Bezweifeln?“ (TiM, S.9) [M.S.12.9.23], „Ihre ganze Bildung. Ihr ganzes Wissen. So etwas wusste sie nicht. Das wusste sie für das Nachhinein, in dem sie bisher gelebt hatte. Leben hatte können. Und sich eine bessere Zukunft erhofft hatte. Für ihre Tochter den Planeten erhalten. Wenigstens.“ (TiM, S. 307)

Die Mutter erlebt Erschütterung über Krieg, Pandemie und Wirtschaftslage nie nur für sich allein, sondern immer auch stellvertretend für ihre Tochter. Dadurch spürt sie nicht nur den doppelten Schmerz, sondern auch Beschämung über den Beitrag zur gegenwärtigen Kalamität,

der vermeintlich von ihrer Generation geleistet wurde: „Das Leben. Es war so scheußlich. So elend geworden. Sie genierte sich, wie scheußlich die Welt geworden war. In die sie dieses Kind geholt hatte.“ (TiM, S. 114), „Und vor allem. Das Kind. Ihr Kind mit dazu. Ihr Kind ...“. (TiM, S. 9)

Schließlich verzweifelt sie an der Unmöglichkeit ihre erwachsene Tochter wie ein Kind zu beschützen: „So schwierig. So schwer. Sich das abzugewöhnen. Das Schützen. Das Behüten. Und alle diese Leute. Diese Putins. Diese Bidens. Trumps. Musks. Und wer auch immer. Die das kaputt machten.“ (TiM, S. 304) Die Prognose oder zumindest Hoffnung, dass Veronica sich womöglich zu einer *Person* entwickeln könnte, die einen eigenen Umgang mit Herausforderungen, Problemen und Rückschlägen implementiert, und sich in ihrer *Wirklichkeit* selbstbewusst behaupten kann, wird nicht formuliert. Rückblicke in die eigene Jugend dienen ihr stellenweise als Fluchtventil:

Sie holte ihre Kopfhörer aus der Tasche. Entwirrte die Kabel. Steckte die Kopfhörer in die Ohren. Suchte am Handy nach ihrem Mix. Mike Oldfield mit *Moonlight Shadow*. Michael Jackson mit *Billie Jean*. [...]. Sie saß da. Schaute durch die Platanenzweige in den Himmel hinauf und hörte die Hitparade ihrer Jugend. Das waren alles Songs, zu denen es Geschichten gab. Und wer trug wen? Die Geschichten die Musik? Oder waren die Geschichten in der Musik eingetragen? Im Takt. Sie wippte mit dem Fuß im Takt. Aber sie war. Sie war frei. Freier (TiM, S. 276)

Abseits von der nicht realisierbaren Sehnsucht sich gemeinsam mit ihrer Tochter in eine frühere Entwicklungsphase zurückzugeben, formuliert die Alleinerzieherin auch wesentlich weniger idealistische Bedürfnisse, die von ihr allerdings ebenfalls zugunsten der Konflikt-Vermeidung unterdrückt werden. Hier zu nennen wären beispielsweise regelmäßige Treffen: „Aber es vergingen Wochen. Monate waren das gewesen.“ (TiM, S. 112), die Vereinbarung verlässlicher Uhrzeiten: „Es wurden keine genauen Zeiten mehr vereinbart. Dann konnte die Nizzi nicht zu spät kommen. Und es gab keinen Grund, gleich in Vorwürfe zu verfallen.“ (TiM, S. 81) oder der gemeinsame Besuch kultureller Veranstaltungen: „Das hatte sie sich anders vorgestellt. Wenn das Kind in Wien leben würde. Gemeinsame Unternehmungen. Essen. Kino. Theater. Musik. Ausflüge.“ (TiM, S. 80) Doch Konstanzes Erwartungen werden enttäuscht. In der Realität findet sie sich mit Veronica in ungleichmäßigen Abständen auf dem Sofa in ihrem kleinen Wohnzimmer wieder. (TiM, S. 176 f.) Dort erfolgt die Rezeption einer argentinischen Serie aus der Netflix-Eigenproduktion, deren Zweck über den bloßen Unterhaltungswert hinausgeht. Weder haben die Frauen selbstständiges Interesse an der Serie: „Ich mach schon. Und du. Du schaust nichts allein?“ (TiM, S. 177) noch scheint ihnen das Mitverfolgen der Handlung ein ernsthaftes Anliegen zu sein: „Deswegen haben wir doch dieses Netflix. Und so. Da müssen wir nicht so brav vor der Glotze sitzen und auf den Schluss warten.“ (TiM, S. 161) Der tatsächliche Nutzen drückt sich innerhalb Konstanzes Sprechanteils aus, wenn diese denkt:

Und wie sie das nicht wollte. Wie sie sich ein stilles Nebeneinanderstehen wünschte, aber es selber nicht einhalten konnte. Es gab immer diesen einen Satz. Und sie wusste nie, welcher das sein würde. Und die Bombe platzte. Da habe sie nun aber unrecht, hieß es dann. So sei das nicht gewesen. Das wäre ganz anders gewesen, und sie habe Unrecht. Wie sie sich da in so ein Konzert wünsche und ruhig dasitzen und diesen vielen alten Leuten zusehen, wie die sich in die Reihen drängten. (TiM, S. 82)

Zwischen den beiden Frauen besteht die Notwendigkeit einer dritten Instanz als Konfliktprävention und Schutzmechanismus. Solange das Hintergrundrauschen der Serie die Konversationen der Protagonistinnen begleitet, ist es für diese einfacher, das Gespräch nicht zu stark in die Tiefe gehen- oder in Streit ausarten zu lassen. Zusätzlich scheint für die Einordnung Konstanzes diesbezüglicher Erfahrung noch ein weiterer Aspekt maßgeblich zu sein:

Sie ging. Stellte das Wasser für die Spaghetti auf. Dann musste sie nur noch die Nudeln ins Wasser werfen. Wenn die Nizzi kam. Sie aßen vor dem Bildschirm. Schwesterlich. Das war **schwesterlich**. Sie hätte viel lieber geredet. Sich ausgetauscht. Nizzis Geschichten gegen ihre. Aber es war besser so. Die Fernsehserien waren ein Drittes. Da konnte sie gefahrenlos ihre Meinungen. Sie seufzte. War sie zu ängstlich? Sollte sie nicht einfach Informationen verschaffen? Und nicht warten, bis das Kind erzählte? Sollte sie nicht Bescheid wissen? Mit wem sie sich traf? Wie sie da wohnte? (TiM, S. 125)

Es geht um das Erleben eines Ritual-Charakters, den die Mutter als generationelles Missverhältnis interpretiert. Mit Anwendung des Begriffes „schwesterlich“ (TiM, S. 125) wird auf dieses rekurriert. Den gemeinsamen Konsum einer Netflix-Serie empfindet die Protagonistin als angemessen für zwei Personen etwa gleichen Alters beziehungsweise derselben Generation angehörend. In ihrer Mutter-Rolle hat sie andere Vorstellungen und ohne ihre Tochter keinerlei Ambitionen am Mitverfolgen der Serie: „Nein. Nein. Das machen wir gemeinsam. Ich kann solche Serien ohnehin nicht allein schauen.“ (TiM, S. 177)

Schließlich treten die Sprechanteile der Protagonistin selten gänzlich ohne den narrativen Zusatz der Mutter-Rolle auf. Wünsche und Sehnsüchte sind entweder offensichtlich mit der *Wirklichkeit* der Tochter verbunden oder betreffen diese direkt. (TiM, S. 307) Die erlebte Kluft zwischen sich selbst und ihrer Tochter konstituiert sich aus mangelnder Aufarbeitung der Vergangenheit: „Ich meine. Mit der Oma Christl. Da bist du das Kind.“ (TiM, S. 378), dem Unvermögen ihrer Tochter die Entwicklung zur selbstständigen *Person* zuzugestehen:

Sie wünschte sich ja die Nizzi würde wieder mit ihr leben. [...]. Sie hatte es sich eingerichtet. Allein. Sie hatte es gelernt. Lernen müssen. Vom eigenen Kind verlassen zu werden. Hinter sich gelassen zu werden von ihr. Zurückgelassen. Eigentlich schwer zu ertragen. (TiM, S. 23)

sowie dem unerfüllten Wunsch nach offenem Austausch: „Kannst du nicht? Nein. Ohne Handy geht es nicht. Hörst du mich? Überhaupt? [...]. Nizzi. Veronica. Ich sterbe. Ich sterbe gerade. [...]. Nein. Sie hört mich nicht.“ (TiM, S. 379) Die Überwindung gelingt zur erzählten Zeit nicht.

Die Alleinerzieherin konfrontiert sich in ihrer erlebten Rede permanent mit Fragen nach Veronicas Wohlbefinden (TiM, S. 323) und hofft auf eine Auflösung im direkten Dialog. Ihrer

Tochter bietet sie abgesehen von finanzieller Unterstützung, Essen und einem Schlafplatz in ihrer Wohnung, wann immer sich die Notwendigkeit ergibt (TiM, S. 167), permanente Gesprächsbereitschaft an (TiM, S. 381). Konstanze begreift zwar (zumindest weitgehend), dass Veronica keines ihrer Angebote annehmen möchte. Die Beantwortung der Frage danach, was sie möchte: „Was würde dir helfen. Das würde ich sehr gern wissen.“ (TiM, S. 167) bleibt in weiten Teilen der Handlung ausständig.

Am Ende des Romans erfährt sie es schließlich von Veronica selbst. Während ihre Tochter in der Dusche steht, schreit die jüngste Protagonistin über das Geräusch des auf sie prasselnden Wassers hinweg: „[...] Ich will leben. Verstehst du. [...]. Leben. Verstehst du. Einfach nur so leben. Irgendwie. Und mit Zukunft.“ (TiM, S. 381)

2.3.3 Das Familienmitglied

Reminiszenzen an die eigene Kindheit sowie den bereits behandelten repressiven Erziehungsmethoden, die als uneheliche Tochter einer Alleinerzieherin erfahren wurden, dominieren Konstanzes Zugang zur Herkunftsfamilie. (TiM, S. 113)

Rückblicke auf die eigene Vergangenheit fallen daher wesentlich weniger liebevoll und sehnsüchtig aus als Gedanken an ihre Tochter. In ihrer *Wirklichkeit* erfährt die Protagonistin ein sie permanent begleitendes, dualistisches Verhältnis zwischen den Strukturen innerhalb der ursprünglichen- und jenen innerhalb der aktuellen Familie. Jegliche Identifikation mit ersterer möchte Konstanze gänzlich unterbinden: „Aber kein Zurück. Nicht zu dieser Mutter.“ (TiM, S. 115), woraus sich wiederum die Herstellung eines teilweise unverhältnismäßigen Gegengewichts durch zweite ableitet. Diese wird von ihr denkbar stärker priorisiert: „Sie wollte keinen Schutz für sich. Sie wollte ihre Tochter in Sicherheit wissen.“ (TiM, S. 115)

Im Lesen des Romans werden drei Formen der Interaktion mit- beziehungsweise Annäherung an- ihre eigene Mutter manifest. Die erste besteht über den Umweg der Tochter, deren Verhältnis zur ältesten Generation wesentlich stabiler ist. Wird Christl zum Gesprächsgegenstand zwischen Konstanze und Veronica, so verfällt die Mutter in verschiedene teilweise widersprüchliche Muster. Über ihre Herkunft möchte sie sich bewusst nicht mit der jüngsten Protagonistin verständigen: „Ich will das nicht wissen. Ich will das nicht erfahren. Das ist meine Geburt. Verstehst du. Das bin ich.“ (TiM, S. 366) und begründet die Entscheidung mit der für sie essenziellen Instandhaltung eines Kontrollgefühls. (TiM, S. 372)

Diese Vorgehensweise könnte als Kompensationsakt gelesen werden. Konstanze unterstellt der Mutter während Kindheit und Jugend das Verlangen nach Dominanz über ihre *Wirklichkeit* als

Tochter: „Stewardess. Das war der Traumberuf ihrer Mutter gewesen. Die hätte gewollt, dass sie Stewardess würde. Wenn es nach ihrer Mutter gegangen wäre, dann wäre sie jetzt da endgültig abgebaut worden.“ (TiM, S. 263) und beschuldigt sie der zwanghaften Überwachung und Unterdrückung. (TiM, S. 113) Nun möchte sie sich im Erwachsenenalter eine Form der souveränen Entscheidungsfreiheit bewahren, auf die sie alleinige Kontrolle beanspruchen kann. Würde vonseiten Veronicas oder ihrer Mutter eine unfreiwillige Komplementierung der Biografie vorgenommen, so würde dies zum Verfall ihrer vermeintlichen Autorität führen. Die Alternative ist jedoch ein für keine der Frauen-Beziehungen förderlicher Spannungszustand. Zwar scheint Konstanze die Dysfunktionalität der Dynamik zu erkennen:

Und sie sollte dieses Gespräch mit der Mutter endlich angehen. Und nicht die Nizzi fragen. [...]. Die wusste viel mehr als sie. Der hatte ihre Mutter erzählt. Längst und vor langer Zeit. Wie die Geburt gewesen war. Wie das mit diesem Mann gewesen war. Wie das alles gewesen war. Sie. Sie war von ihrer Herkunft. Ihrer eigenen Geschichte ausgeschlossen. Es war ein Kampf. Ein Wettkampf. Sie sollte zusammenbrechen und fragen. Aber es war ihr Recht alles über sich zu erfahren. Sie sollte es ohne Fragen bekommen. (TiM, S. 336 f.),

die Überwindung zur Herstellung des für eine authentische Aussprache notwendigen Zugangs gelingt jedoch nicht.

Darüber hinaus erkennt sie sich mit der Mutter in einem infiniten Konkurrenzverhältnis um die Gunst der Tochter: „Die. Sei blieb stehen. Ihre Mutter hatte nun alle Triumphe. Ihre Mutter war die wahre Kriegsgewinnlerin.“ (TiM, S. 10), „Für die Großmutter geniert sie sich ja nicht. (...) Sie. Eine Übersetzerin. Mager. Das war mager.“ (TiM, S. 24), „Und ihre Mutter. Die hatte natürlich die bessere Mutter sein wollen. Mit dem großen Haus. Mit der Mansardenwohnung. Da könne der Freund auch gleich mitwohnen, und wäre das nicht perfekt“ (TiM, S. 112), „Das Kind in einer eheähnlichen Beziehung im Haus ihrer Großmutter. Sie hatte das verstehen müssen. Sie hätte so etwas nicht bieten können. Bieten. Das klang gleich wie bitter.“ (TiM, S. 24) Konstanzes Einordnung gemäß wäre die Bitte um Vervollständigung ihrer Biografie gleichbedeutend mit der endgültigen Kapitulation gegenüber der Herkunftsfamilie.

Veronicas Verzweiflung betreffend die erzwungene Mediatorinnen-Rolle entgegnet sie mit den wenig adäquat erscheinenden Worten: „Das ist halt unsere Geschichte. Das musst du nicht verstehen.“ (TiM, S. 172) Konträr dazu beginnt die Protagonistin betreffend andere Themenbereiche auch selbst zu investigieren, und unternimmt während jedem im Roman auftretenden Mutter-Tochter-Dialog den Versuch, Veronica Informationen über die älteste Generation zu entlocken. (TiM, S. 359)

Besondere Erschütterung wird von Konstanze an jenen Stellen erfahren, an denen sie sich von ihrer Mutter übergangen fühlt. Denn bedingt durch Christls und Veronicas Austausch entsteht bei der dritten Protagonistin ein auf zwei Komponenten aufbauender Schmerz. Es ist zum einen

die vergleichende Gegenüberstellung der verschiedenen Frauenverhältnisse, bei der die Beziehung zwischen ältester und jüngster Generation als besonders unbeschadet und ungezwungen eingeordnet wird. Eine Dynamik die Konstanze für sich selbst und ihre Tochter vermisst. (TiM, S. 277) Zum anderen sind es die Grenzüberschreitungen der Mutter, wenn Christl in deren Abwesenheit über sie spricht, und folglich ihre Intimsphäre angegriffen wird: „Was meinst du? Sag? Was du meinst, frage ich. [...] Was hat die Christl? Was hat die dir erzählt.“ (TiM, S. 359)

Werden die Nachfragen der Protagonistin, die je nach situativem Kontext zum Teil völlig offen zum Teil bewusst subtil wirken (TiM, S. 363 f.), jedoch von deren Hintergründen abstrahiert, so könnten sie schließlich als chiffrierte Annäherungsversuche an die Mutter gelesen werden. Dass diese auf Reziprozität beruhen, sprich, dass auch Christl (un-)bewusst Anstrengungen unternimmt, über ihre Enkelin mit ihrer Tochter in Konversation zu treten, ist naheliegend. Für die *Lesenden* offenbart sich zumindest kein anderer konkludenter Grund für die Abhandlung diverser Thematiken gegen Veronicas Willen: „Aber ich will es nicht wissen. Verstehst du. Ich will nicht wissen, ob du eine Abtreibung von einem Kind vom Stieglitz gemacht hast oder nicht.“ (TiM, S. 360)

Das Kommunikationsschema, bei dem Konstanze Fragen an ihre Tochter richtet, für die eindeutig ihre Mutter die passendere Adressatin wäre (TiM, S. 359), scheint das gängigste zwischen den beiden älteren Generationen zu sein, wirkt aber dennoch ineffizient und ergebnislos. Nicht nur gelingt den Frauen über ihren ‚Dialog qua Medium‘ keine Annäherung, sie scheinen sich, sobald das Muster bedient wird, noch weiter voneinander zu entfernen: „Lass nur. Ich kann immer noch schockiert werden. Von deiner Großmutter.“ (TiM, S. 360)

Während Konstanzes Bestreben tatsächlich darin besteht, eine hochwertige Vertrauensbasis zu ihrer Tochter zu kultivieren und sich dahingehend von ihrer Mutter emanzipieren möchte, evoziert die defizitäre Beziehung der beiden über ihr liegenden Generationen zusätzliches Leid: „Du bist immer gegen die Oma Christl.“ (TiM, S. 172), „Du machst das immer. Du bist immer vorwurfsvoll. Und deshalb mag ich nichts erzählen.“ (TiM, S. 173) Die Unzulänglichkeiten in der Kommunikation, die Funktionalisierung als Mediatorin und die mangelnde Aussprache werden Veronica gegenüber mit der unbefriedigenden Erklärung: „Es geht immer auch um dein Leben.“ (TiM, S. 359) gerechtfertigt.

Die Rekapitulation der Vergangenheit markiert die zweite Form der Interaktion zwischen Konstanze und ihrer Kernfamilie. Bei dieser regrediert die Protagonistin in verschiedene frühere Entwicklungsstadien, und lässt Begebenheiten, die sich während ihrer Jugend

ereigneten, innerlich auferstehen. (TiM, S. 113) Auch hier wird nicht mit Christl selbst sondern einer einst erlebten Version der ältesten Protagonistin gesprochen. Die zeitliche Einordnung der diesbezüglichen Erfahrungen innerhalb der Gegenwart wird zum Verhängnis:

Sie hatte sich gut mit der vernachlässigten Tochter identifizieren können. [...] Sie kannte selbst die Hoffnung auf ein perfektes Morgen gut genug. Wenn sie diese Prüfung gut machen würde. Wenn sie diesen tollen Job bekommen sollte. Wenn sie diesen reichen Mann finden konnte. Die Mutter würde mit ihr zufrieden sein. Wenigstens zufrieden, wenn schon nicht stolz. Aber das war nicht eingetreten. (TiM, S. 73 f.)

Mithilfe einer selbsternannten YouTube-Ärztin (TiM, S. 277) attestiert sie der Mutter eine narzisstische Persönlichkeitsstörung (TiM, S. 277), auf die sich jegliche Misere innerhalb ihres vergangenen sowie gegenwärtigen Liebeslebens zurückführen lassen. Ihre erste Ehe deklariert sie demnach als Regulativ zur Kompensation, der in der Kindheit erlebten Insuffizienz an Beständigkeit und Sekurität: „Als junge Frau gleich den Herbert und geheiratet. Um von der Mutter wegzukommen. Aber das wusste sie auch erst jetzt.“ (TiM, S. 277) Die Gründe für die letzte Liaison (sowie deren Ende) entdeckt sie in einem, ebenfalls durch das ehemalige Verhalten der Mutter gezüchteten, Wiederholungszwang. Denn es liegen, so die These der Protagonistin, strukturelle Parallelen zwischen ihrer Beziehung zu Ben und diversen Kindheitserfahrungen vor: „Der Verlogenste von allen. Mit Ben. Ihr Schicksal als Kind einer narzisstischen Mutter hatte sich vollendet.“ (TiM, S. 312), „Der Ben hatte alle Freunde auf seiner Seite. Und er den Nachweis gewesen. Der Narzisst. Er hatte sie sogar um die Wohnung gebracht. Weil er sich sonst nicht geliebt gefühlt hätte.“ (TiM, S. 278) Der destruktive Druck, die dysfunktionalen Muster der Vergangenheit nochmals erleben zu müssen, materialisiert sich demnach in einer Reihe unbefriedigender Partner:innenschaften. Mehr als auf etwaige Freud'sche Theorien stößt Konstanze bei ihrer „Internet-Therapeutin“ (TiM, S. 277) auf das populärpsychologische, nicht eindeutig definierte, neomodische Phänomen der *toxischen Beziehung*, unter dem verschiedene Formen systematischer, langfristiger Unterdrückung und Gewalt subsummiert werden.⁸⁴ Die Alleinerzieherin postuliert eine Rückspiegelung der von ihr in der Kindheit erfahrenen und integrierten Einschränkung und Bevormundung auf die späteren Intimbeziehungen. (TiM, S. 277 f.)

Häufig werden ihre gedanklichen Rückblenden zudem von einem Moment im Außen angetrieben, dass sie an vergangene Verhaltensweisen der Mutter erinnert: „Sie. Sie hätte das nicht gewollt. Besserwisserei in der Küche. Das war etwas, was ihre Mutter machte.“ (TiM, S. 289), „Das

⁸⁴ April Few & Karen Rosen: Victims of Chronic Dating Violence: How Women's Vulnerabilities Link to Their Decisions to Stay. In: Family Relations, 54 (2005), H. 2, S. 265–279

war. Das war herablassend gewesen. Gelangweilt herablassend. Ihre Mutter hatte so geredet. Wenn wieder etwas nicht funktioniert hatte. Mit ihr. [...].“ (TiM, S. 62)

Abseits von diversen Trauma-Projektionen wird für die *Lesenden* hier eine Art Unstimmigkeit der Verhaltensweisen aus generationeller Perspektive deutlich. Die Protagonistin bedient sich einem Habitus, der eindeutig der jüngsten Generation zuzuordnen wäre. Konstanze verzichtet (wie ihre Tochter) auf etwaige professionelle Hilfe und präferiert für die Auseinandersetzung mit Lebensdefiziten ein soziales Massenmedium: „Sie hatte sich zur Klientin von Dr. Ramani gemacht. Auf YouTube.“ (TiM, S. 276) Da sie im Fortschreiten ihrer Gedankenprozesse ständig auf neue Unzulänglichkeiten innerhalb ihrer Erziehung stößt, aus denen hinwieder neue Schuldzuweisungen produziert werden können: „Das wusste sie. Das war ihr hier klargeworden.“ (TiM, S. 276), resultiert auch diese Form der Kommunikation nicht in einer Annäherung der beiden Frauen, sondern entfernt sie weiter voneinander.

Der im Roman am seltensten auftretende Interaktionsmodus ist der direkte Dialog zwischen Christl und Konstanze. Die *Lesenden* finden hier zwei Möglichkeiten vor. Entweder handelt es sich um in der jüngeren Vergangenheit liegende Gespräche, die von Konstanze wiederum interpretiert, weitergedacht und entsprechend eingeordnet werden:

Ich dreh den Geschirrspüler auf. Rief ihre Mutter aus der Küche. Und sie rief zurück, dass sie die Tassen vom Kaffeetrinken noch unterbringen müsse. Sie müsse sparen und den Geschirrspüler bis zum letzten Plätzchen füllen. Sie hatte ja keinen Opa Franz zur Verfügung. Der das Geld hatte. Und das Haus. (TiM, S. 289),

oder den im Verlauf der Handlung einmal auftretenden, unmittelbaren Dialog zur erzählten Zeit. (TiM, S. 331) Als Konstanzes ehemalige Mentorin Iris eine Alkoholintoxikation erleidet, findet sich die Protagonistin in einer unbeholfenen Situation wieder: „Sie googelte. Holte sich Ratschläge für die Behandlung Betrunkener. Erste Hilfe leisten: Betroffene, die bei Bewusstsein sind, viel Wasser trinken lassen, weich und stabil lagern, wärmen, Atmung regelmäßig kontrollieren.“ (TiM, S. 331), „War die langsame, hörbare Atmung? Wie sollte sie das wissen?“ (TiM, S. 332) Gefangen in der Bredouille entscheidet sie sich schließlich für einen Anruf bei ihrer Mutter die sie, vermutlich zur Aufrechterhaltung der Distanz, „die Frau“ (TiM, S. 332) tauft. Das darauffolgende Telefonat verläuft kurz, nüchtern und emotionslos: „» [...] Wer ist es denn?«, fragte die Frau. »Die kennst du nicht.«, sagte Konstanze. »Aber du bist nicht in Wien?« »Nein.«“. (TiM, S. 332)

Der Anruf bei Christl könnte lediglich als Konsultation einer pensionierten Krankenschwester mit entsprechender Fachexpertise gelesen werden. Die erlebte Vulnerabilität innerhalb der Situation eröffnet eine weitere Interpretationsmöglichkeit. Während ihres Aufenthalts löst sich

für Konstanze, deren Namenbedeutung bereits auf Beständigkeit und Festigkeit rekurriert, eine bis dato verlässliche Lebenskonstante auf.

Über den gemeinsamen Arbeitserfolg hinaus verband das Ehepaar und die Alleinerzieherin die Reminiszenz an die glücklich verlebte Zeit in Zürich. Dass Iris Ehemann seiner Frau in der misslichen Lage nicht helfen möchte, führt zum endgültigen Bruch und lässt die Protagonistin in tiefer Erschütterung zurück: „So ist das, dachte Konstanze. Die Tränen rannen aus ihren Augen. Dann ging sie und drehte die Lichter ab.“ (TiM, S. 330) Inwieweit der direkte Dialog nicht nur zur punktuellen Abhilfe dient, sondern der Streeruwitz-Genealogie in allen Lebensbereichen Unterstützung leistet, soll innerhalb eines späteren Kapitels behandelt werden. Schließlich tritt die Generationen-Kluft innerhalb Konstanzes *Wirklichkeit* im Familienkonnex als bipolares Moment auf. (TiM, S. 172) Es ist ihre Generation für die eine Distanzierung zur Kernfamilie, die Revolte gegen die Eltern sowie intendierte Loslösung von denselben erstmals symptomatisch werden:

Ihre Mutter hatte ihr noch Vorhaltungen machen können. Hatte sie zwingen können. Hineintreiben. In dem Schraubstock ihrer Erziehung war die Moral ihr als Gegnerin aller Lust vorgeführt worden. Die Moral war als. Ja. Doch dann eigentlich der Vater? Und ihre kleinen Betrügereien im Strom der allgemeinen. Und dann zur Schuld vorgeführt. Das hast du davon. Die alten Formen niederreißen und sich in der Moral selbst einnisten. (TiM, S. 113)

Die Notwendigkeit einer Emanzipation von der Vorgänger:innen-Generation tritt anstelle bürgerlicher Gesellschaftswerte und Normvorstellungen. Die bewusste Dekonstruktion des konjugalen Familiendispositivs löst das Postulat des kompromisslosen, familiären Zusammenhalts ab. Politische Werte aber auch individuelle Bedürfnisse und Ideale der Generationen beginnen sich zuwider zu laufen:

Und es war gerade der Gegensatz der Generationen zueinander, der seit etwa einem halben Jahrhundert diesen Prozeß [sic!] der Auflösung [in der Familie] beschleunigt. Der Individualismus tritt in Gegensatz zum Gentilismus.⁸⁵

Programmistisch hierfür wäre etwa eine „Kampfansage gegen die traditionelle Sexualmoral“⁸⁶ beziehungsweise die Forderung nach dahingehender Liberalisierung. Während sich Sexualität und Krieg antagonistisch zueinander verhalten (Sonja Levsen) werden Sexualität und Frieden als notwendig zusammengehörend angenommen. Folglich impliziert die Revolte gegen den Krieg auch ein Aufbegehren gegen die repressive Sexualmoral der Vorgänger:innen-Generation. Der Auszug aus dem Elternhaus in Salzburg wird von Konstanze nicht nur als Ausdruck des Ressentiments gegenüber Christl als Mutter, sondern gleichsam als symbolischer Akt des Widerstandes gegen

⁸⁵ Ada Behrens: Der entwurzelte Mensch im Familienroman von 1880 bis zur Gegenwart. Bonn: Diss. 1932, S. 3.

⁸⁶ Vgl. Sonja Levsen: Sexualität und Politik um 1968: Eine Transnationale Geschichte? In: Journal of Modern European History/Zeitschrift für Moderne Europäische Geschichte 17 (2019), H. 1, S. 99.

Christl als Vertreterin ihrer Generation eingeordnet. (TiM, S. 345) Die Kirche als Institution sowie konservative Ideale des Christentums werden zum Objekt der Ablehnung (TiM, S. 10), an dem sich besonders stark abgearbeitet wird:

Das war das Katholische an ihr. Sie musste sich vorbeugen, ihr Gesicht zu verbergen. Sie erhoffte immer noch Scham. Sie erhoffte immer noch, dass solche Erinnerungen etwas Besonderes waren. Aber das waren sie nicht. Das war auch eine Lüge dieser Erziehung. (TiM, S. 37)

Im Widerspruch dazu wird die Verschiebung der Generationen gleichermaßen zum Ventil für Erklärungssätze. In den Konversationen mit Veronica spricht die Protagonistin ihrer Mutter etwa Widerstandsfähigkeit und Stärke zu: „Sie hat halt versucht, mich ... Stark zu machen? Abzuhärten?“ (TiM, S. 172), rechtfertigt ihr Verhalten mit der Komplexität der Situation: „Aber es war ein Kampf. Bis zum Opa Franz war es ein Kampf [...]“. (TiM, S. 164), „[...]“. Aber deine Großmutter hat es noch viel schwieriger gehabt. [...]“. (TiM, S. 164) und erkennt die Erschwernisse der Vorgänger:innen-Generation an: „Andere Zeiten. Es ist nicht vergleichbar. Dafür. Also. Eigentlich. Dafür habe ich... Wir... Wir haben das alles anders gemacht als unsere Eltern. Immerhin. Du bist ein Baby, das nicht mehr schreien gelassen wurde.“ (TiM, S. 172) Die Gründe für die dahingehende Inkonsistenz in Konstanzes Verhalten werden nicht eindeutig evident. Immer wieder treten undurchsichtige, stellenweise kontradiktorische Verflechtungen zwischen den familiären *Positionen* und der Generation ihrer Mutter auf. Wenngleich diese im Lesen des Romans nicht zur Gänze aufgelöst werden können, wird geringstenfalls der Stärkegrad der Ambivalenzen innerhalb der Mutter-Tochter-Beziehung akzentuiert.

Schließlich sind es – abgesehen von den restlichen Frauen der Streeruwitz-Genealogie – drei Männerfiguren, die innerhalb Konstanzes *Wirklichkeit* als Familienmitglied regelmäßig auftreten und diese beeinflussen.

Mit Roman Stieglitz, steht sie weder biologisch noch vor dem Gesetz in einem Verwandtschaftsverhältnis. Dennoch ist der Anwalt insofern in die Familie integriert und kann innerhalb Konstanzes familiärer *Wirklichkeit* verortet werden, als dass dieser ständig zwischen Mutter und Tochter vermittelt: „Deine Tochter treibt sich mit Klimaterroristen herum. Ich muss dir das sagen“ (TiM, S. 269) und sie von ihm in verschiedenen Bereichen privater sowie juristischer Natur Unterstützung erhält: „Der Stieglitz war der Netteste. Der war ihre lifeline.“ (TiM, S. 11), „Der Stieglitz. Ihr Bollwerk. Der hatte immer alles gemacht für sie. Die Unterhaltspflicht von Veronikas Vater und die Gerichtsübersetzungen für sie.“ (TiM, S. 21) Eine vormalige Liaison zwischen dem Juristen und der Protagonistin wird zwar mehrmals angedeutet (TiM, S.99, S. 360), doch löst sich die Geschichte um die gemeinsame Vergangenheit für die *Lesenden* letztlich nicht auf. Zur erzählten Zeit ist ein rein platonisches

Verhältnis anzunehmen, wofür unter anderem seine Onkel-Position (TiM, S. 227) gegenüber Veronica symptomatisch ist.

Mit Blick auf den Generationendiskurs ließe sich der Jurist als das maskuline Pendant zu Konstanzes Generation (TiM, S. 22 & S. 99) sowie als Repräsentanz des rechtssprechenden Dispositivs: „Die Einhaltung der Gesetze.“ (TiM, S. 99), „Mein Recht. Mein Recht.“ (S. 222), „Sie habe ein Recht, bestand sie.“ (TiM, S. 98), „Und als Rechtsanwalt.“ (TiM, S. 99) begreifen. Zweiteres drückt sich innerhalb Konstanzes Erfahrungen wiederkehrend aus und wird von ihr tief in die Tradition patriarchaler Machtstrukturen gestellt: „Das in Österreich. Mit dem römischen Recht. Dass der Hausvater da.“ (TiM, S. 320), „Mit den Rechten und dem Kanzler Kurz und dem jetztigen [sic!] genauso.“ (S. 320) „[...] So etwas war da nicht vorgekommen. Obwohl es Gesetz war (TiM, S. 10), „Das Fristengesetz hat immerhin 50 Jahre gebraucht, ein bisschen normal zu sein.“ (TiM, S. 348), „Und die Gesetze. Die alte Moral. Das war falsch gewesen.“ (TiM, S. 324), „[...] Stellte sich als falsch heraus. Zurück in das Erteilte der Geburt. Zurück ins 14. Jahrhundert. Und keine Grundrechte mehr.“ (TiM, S. 314), „Weißt du. Eigentlich. Ich finde es empörend, wie wir leben müssen. Es ist. Also wir müssen Leben, als wären wir mit allen diesen Kerlen verheiratet, die uns regieren.“ (TiM, S. 373) Die rechtssprechende Gewalt ist für Konstanze eindeutig männlich konnotiert, womit eine männliche Figur als Personifikation naheliegend wäre.

Eine einheitliche Struktur innerhalb der Beziehung zu „Onkel Stieglitz“ (TiM, S. 99) ist für die *Lesenden* schwer herstellbar. Der Anwalt tritt regelmäßig in Erscheinung und wechselt zwischen den Rollen des aufdringlichen Wegbegleiters (TiM, S. 319), der männlichen Helferfigur (TiM, S. 319), der mutmaßlichen Affäre (TiM, S. 99) und dem „Dr. Stieglitz“ (TiM, S. 87) als Verkörperung der Judikative gleichmäßig ab. Zweifelsohne nimmt er innerhalb Konstanzes *Wirklichkeit* eine Monopolstellung ein. Nicht zuletzt scheint diese auf dem Umstand aufzubauen, dass die Beziehung zu ihm gleichsam als die einzig intakte und nicht (im biologischen oder juristischen Sinne) familiäre gelesen werden kann, die von der Protagonistin zum anderen Geschlecht geführt wird.

Franz ist der Ehemann ihrer Mutter und wird von Konstanze zumindest in dritter Person mit dem Zusatz „Opa“ (TiM, S. 389) angesprochen. Dessen finanzielle Stabilität erweist sich sowohl für die älteste als auch für die jüngste Generation als profitabel. Die dritte Frau der Streeruwitz-Genealogie pflegt einen ambivalenten Zugang zu ihrem Steifvater. In Konstanzes familiärer *Wirklichkeit* wird er einerseits als männliche Helferfigur erlebt (TiM, S. 164), und tritt damit als personifizierte Rettung einer annähernd mittellosen Alleinerzieherin auf: „[...]“.

Aber es war ein Kampf bis zum Opa Franz war es ein Kampf, [...]“ (TiM, S. 164) Seinem ökonomischen Kapital sind ein neues Haus in Salzburg (TiM, S. 344 f.), Veronicas Zimmer im Studentinnenheim (TiM, S. 214) sowie Christls Auftakt zu einer gutbürgerlichen Lebensführung zu verdanken. Konstanze reibt sich an den Vorstellungen der zwingenden Notwendigkeit eines Mannes sowie der Niederlage im mutmaßlichen Konkurrenzkampf gegen Christl: „Bei mir will sie schon wohnen.“ (TiM, S. 23) Mithilfe ihres maskulinen Pendants gelang es der ältesten Generation, so lautet zumindest Konstanzes These, qua Herstellung einer annehmbaren Wohnsituation Veronicas Gunst zu gewinnen: „[...] Sie hatte das verstehen müssen. Sie hatte so etwas nicht bieten können.“ (TiM, S. 24)

Gleichzeitig scheint Konstanze realistisch zwischen Franz als *Person* und seiner Rolle als Ehemann der Mutter abstrahieren zu können.⁸⁷ Eine Art der Differenzierung, die innerhalb der familiären *Wirklichkeiten* der Streeruwitz-Genealogie nur zwischen der Protagonistin und ihrem Stiefvater evident wird. Wird „Opa Franz“ (TiM, S. 24) gedanklich von seinen Zuschreibungen sowie den ihm zur Verfügung stehenden ökonomischen Mitteln gelöst, so zeigt sich Konstanze nicht nur wohlwollend: „Sie mochte diesen Mann [...]“ (TiM, S. 24), sondern erkennt sich beinahe in einem Solidaritätsverhältnis zu ihm:

[...] Sie waren eine Leidensgenossenschaft. Ihr Stiefvater. Und sie. Der uneheliche Bankert, der in die Ehe mitgenommen worden war. Sie konnte es immer noch nicht glauben. [...] Wie konnte es so idealtypisch passieren. (TiM, S. 48)

In ihrer *Wirklichkeit* wird der sanftmütige Stiefvater ebenfalls als Opfer Christls narzisstischer Impulse eingeordnet: „[...] Und einen Mann, der sich selbst aufgegeben hatte.“ (TiM, S. 24), „[...] Die über diesen Mann herrschte du ihn trietzte.“ (TiM, S. 24) „Ein sanfter Masochist. Das war der Opa Franz. Dass die Mutter nie müde wurde, dieses Spiel?“ (TiM, S. 389) Die Leidensgenoss:innenschaft wird von Konstanze als verbindendes Moment erlebt.

Trotz Konstanzes konfliktärem Zugang zu seinen materiellen Ressourcen, wird Opa Franz auch innerhalb ihrer familiären *Wirklichkeit* in einer Hinsicht zur helfenden Figur. Die ehemalige Wohngemeinschaft zwischen der Tochter und ihrem Ex-Partner in Christls Mansardenwohnung (TiM, S. 112) erlebte die Mutter als „unwürdige Situation“ (TiM, S. 112). Zurückzuführen wäre diese auf eine Verkettung der Umstände: „Weil das im ersten Lockdown gerade alles so gewesen war.“ (TiM, S. 23) und nicht auf eine freiwillige Entscheidung mit solider Grundlage. Während

⁸⁷ Diese Textstelle ist nicht so zu interpretieren, dass Konstanze etwas über die *Person* Franz zu wissen vorgibt. Jedoch gelingt ihr in Ansätzen die Herstellung einer Perspektive der *Person* außerhalb etwaigen familiären Zuschreibungen und losgelöst von deren Bezug zu Christl.

Veronicas „eheähnliche Beziehung im Haus ihrer Großmutter.“ (TiM, S. 24) als schwer problematisch erlebt wurde, erfreute sich Konstanze zumindest der Gewissheit einer vertrauenswürdigen, männlichen Bezugsperson für ihre Tochter: „[...] Und wenigstens war die Nizzi mit dem Opa Franz gut. Mut dem redete sie.“ (TiM, S. 23)

Letztlich bleibt der biologische Vater dessen Identität in ihrer *Wirklichkeit* gänzlich undurchsichtig ist. Obwohl die Protagonistin permanent über jegliche Lebensbereiche reflektiert, dabei abschweift (TiM, S. 21 ff.) und sich in ihren Sprechanteilen gleichmäßig zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bewegt, wird ihr Vater als für sich alleinstehende *Person* nie zum Gegenstand der Überlegungen. Tritt der namenlose Man in ihren Gedanken auf, so einzig in Zusammenhang mit den vermeintlichen Fehlern der Mutter: „Aber es war ihr Recht alles über sich zu erfahren. Sie sollte es ohne Fragen bekommen.“ (TiM, S. 336 f.)

Die Alleinerzieherin stellt sich keine Fragen nach den Attributen ihres Erzeugers, den Gründen für dessen (physische) Abwesenheit in ihrer Biografie und sieht von jeglichen Schuldzuweisungen ihm gegenüber ab. Christl wird zur Projektionsfläche der infiniten Unzufriedenheit. Verletzungen sowie die Zerrissenheit ihrer Lebensgeschichte werden auf das mutmaßliche Fehlverhalten der ältesten Protagonistin zurückgeführt. (TiM, S. 312) Es war der Irrtum der Mutter, die Geschichte um Zeugung und Herkunft nicht freiwillig offenzulegen. Dementgegen scheint die Alleinerzieherin die Abwesenheit des Vaters als erste Ursache für die Entstehung der lebenslangen Verhängnisse zunächst nicht zu begreifen. Jedoch erlebt sie im Verlauf der Handlung einen dahingehenden Paradigmenwechsel. Die bahnbrechende Erkenntnis lautet: „Kinder urteilen nicht immer gerecht über ihre Eltern.“ (TiM, S. 378) Während sie sich bei einem der Spaziergänge über die Bahnhofsstraße in ihre iterativen Gedanken-Spiralen begibt: „Aber wie sich entwinden? Wie sich fassen? Wie in der Vernunft bleiben? Wie das Sterben lernen? Wie der Panik entkommen?“ (TiM, S. 315), entsteht ein Prozess des Begreifens und Eingestehens. Sensibilität und Verständnis für Christls damalige Situation erwachen und es kommt zu einer Neuordnung Konstanzes Erfahrungen:

Sie musste sich zugeben. Gestehen. [...] Sie wünschte sich eine Person, die zu ihr trat und sagte, dass sie nichts zu befürchten habe. Sie wünschte sich den Vater, den sie nie gehabt hatte. Es war alles auch ganz einfach. Und wie oft war sie so dagestanden und hatte es darauf abgeschoben. Ihr Problem. Und sie hatte sich darauf ausgedet. Hatte sich ihre Situation zunutze gemacht. Hatte es sich leicht gemacht. Hatte die Mutter verantwortlich gemacht und es sich selbst erspart. Sie ging wieder schneller. Schaute sich um. [...] Warum geriet sie in solche Zustände? Sie hatte es bisher gut gemacht. Sie würde es weiter gut machen. Halbwegs. Dieser Krieg. Löste der so eine Sehnsucht aus, dazuzugehören? Aufgehoben zu sein? [...] Es hatten doch alle keinen Vater in dieser Sache. Durften keinen haben. Mussten sich aufeinander. Verlassen? Aber wie das wissen? Erfahren? Wie spüren, nicht allein zu sein?“ (TiM, S. 316)

Sie erkennt, dass die selbstständige Nachfrage nach dem verschwundenen Vater nicht nur die Unterminierung ihres Stolzes innerhalb der *Position* der Tochter, sondern auch in jener als Frau in einer von Männern dominierten Gesellschaft bedeuten würde. Christls Anwesenheit und damit Angreifbarkeit machten sie zur alleinigen Projektionsfläche für Wut und Ablehnung. Naheliegenderweise könnte die Offenlegung dieses Gedankenprozesses gegenüber der Mutter im Aufarbeitungsprozesses der beiden Frauen resultieren. Der Schritt gelingt Konstanze während der erzählten Zeit nicht. Das Liebesgeständnis, welches sie ihrer Tochter gegenüber ablegt: „Aber es gibt dich. Ich meine. Du bist der Preis. In gewisse Weise. Du wiegst alles auf.“ (TiM, S. 362), und sich vermeintlich von ihrer eigenen Mutter gewünscht hätte, bleibt ebenfalls aus. Beide Frauen verbleiben mit der Einordnung der eigenen Geburt als „Tragödie“ (TiM, S. 347).

2.4 Veronica

Veronica, genannt *Nizzi*, ist die jüngste der streeruwitz'schen Protagonistinnen und damit die letzte im Roman charakterisierte Generation. Zur erzählten Zeit befindet sie sich in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr. (TiM, S. 215) Ein Alter, so könnte gemutmaßt werden, in dem sich der Schwerpunkt der Lebensgestaltung gewöhnlicherweise auf Party-Exzesse, kulturelle Veranstaltungen und andere soziale Unternehmung legt. Dementgegen wird das Zentrum von Veronicas Sprechanteile von Fragen nach der bestehenden Klimapolitik, Umweltverschmutzung und den sich verändernden Ökosystemen gebildet. (TiM, S. 227)

Sie wird dadurch zur einzigen Protagonistin, in deren erlebter Rede Gedanken betreffend die Familie zwar ausgedrückt werden, jedoch nicht den primären Beschäftigungsgegenstand darstellen.

Nizzi versucht qua veganer Lebensweise (TiM, S. 247), Aktivismus auf Demonstrationen (TiM, S. 236) und Kurzvideos mit kritischen Botschaften (TiM, S. 19) der Kalamität des Weltgeschehens entgegenzuwirken. In Bezug auf den potenziellen Nutzen ihres Aktivismus wirkt die 20-Jährige dennoch wenig optimistisch. (TiM, S. 365)

Anfänglich wollte Veronica Anthropologie studieren, entschied sich dann aber für ein Lehramt der Fächer Deutsch und Italienisch, welches sie noch vor Einsetzen der Handlung ebenfalls pausierte. (TiM, S. 212) Zur erzählten Zeit arbeitet sie daher an der Rezeption des katholischen Studentinnenheims, in dem sie auch ein Zimmer bewohnt.

Innerhalb ihrer Einordnungsprozessen wirkt die jüngste Protagonistin etwas weniger emotional, ausschweifend und umständlich wie ihre Mutter, jedoch auch nicht gleichermaßen stringent und gelenkt wie ihre Großmutter.

2.4.1 Die Frau

Wie auch die Vorgängerinnen der Streeruwitz-Genealogie erlebt Veronica in der *Position* Frau Unsicherheit und Fremdkontrolle: „Wir alle wissen nicht, wie es weitergehen soll [...]“ (TiM, S. 370), „Sie war ein Staubkorn. Jetzt wusste sie, was das war. Das Staubkorngefühl. Sie war [...] kein Grund für irgendetwas.“ (TiM, S. 203), die in ihrer *Wirklichkeit* jedoch ungleich weniger auf transgenerationellen Traumata oder familiären Zuschreibungen aufbauen. Die jüngste Protagonistin legt ein deutliches Plädoyer gegen die Beherrschung der Gegenwart durch die jeweilige autobiografische Vergangenheit (TiM, S. 166 f.) vor, dem sie zur erzählten Zeit weitgehend gerecht wird. Anders als Christl und Konstanze findet in Veronicas Sprechanteilen keine permanente Verknüpfung von Familienhistorie und unmittelbarem Erlebten statt. Wird diese Erkenntnis auf die einleitend beschriebenen Erfahrungsbereiche rückübertragen, so ließe sich sagen, dass Veronica diese innerhalb ihrer Einordnungsprozesse weniger stark in ein direktes Verhältnis bringt. Es werden beispielsweise nur schwache Zusammenhänge zwischen dem Erfahrungsbereich *Weltgeschehen und eigene Lebensdefizite* und *Erziehung und Schuld* hergestellt.⁸⁸

Ersterer ist es, der von ihr als primäre Quelle der erlebten Machtlosigkeit eingeordnet wird. In ihrer *Wirklichkeit* erlebt sich die umweltbewusste Veronica an Krieg, Pandemie und die fortschreitende Klimakatastrophe ausgeliefert: „Was sollten sie machen, wenn sie jetzt arm wurden? Wegen dem Krieg. Alle. Richtig arm. Wie in den Filmen?“ (TiM, S. 221), „Ich kann jetzt nicht. Ich kann jetzt nicht an die Welt denken. Wir alle wissen nicht, wie es weitergehen soll, und du willst, dass ich auch noch zuhören soll dabei.“ (TiM, S. 370) Hinzu kommen die geschlechtlichen Zuschreibungen (TiM, S. 25, 32, 96, 191, 205) denen sie in nahezu jedem Lebensbereich begegnet. Besonders innerhalb der Strukturen des katholischen Studentinnenwohnheims wird die selbst ungetaufte, ungläubige Veronica zur Auseinandersetzung mit einem breiten Spektrum an Herausforderungen gezwungen, die im Verlauf der Handlung in kleinere und größere Verhängnisse münden.

⁸⁸ Es wird hier dezidiert von „schwachen Zusammenhängen“ gesprochen und nicht suggeriert, dass diese gänzlich ausbleiben. Im Verlauf der Arbeit wird zumindest eine mögliche Verbindung der beiden Erfahrungsbereiche herausgearbeitet.

Alle Mängel werden von der 20-Jährigen dennoch zugunsten einer autonomen Lebensführung akzeptiert: „[...] Wollte aber nicht wieder bei ihrer Mutter einziehen.“, „[...] Zur Mami. Schlimmstenfalls musste sie zur Mami. Die wollte das sowieso. Nur. In der neuen Wohnung. Da war nicht Platz. [...] Nein. Sie musste diesen Job hier behalten.“ (TiM, S. 31), „Sie wollte nicht, dass die Mami recht gehabt hatte.“ (TiM, S. 214)

Die autarke, widerstandsfähige Veronica arrangiert sich mit der kritischen Wohnsituation, um zumindest dasjenige Maß an Unabhängigkeit auszuschöpfen, das von einer post-pandemischen, patriarchal normierten Gesellschaft zugelassen wird. Mit ihren tatsächlichen Sehnsüchten fühlt sie sich auf sich selbst zurückgeworfen und unverstanden. Eine klare Artikulation der eigenen Bedürfnisse fällt der 20-Jährigen schwer:

Was hatte sie denn. Das waren doch alles alte Männer. [...] Das war zum Lachen. [...] Sie schaltete die Musik ab. Starrte auf das Handy. Sie konnte sich nicht erhalten Wenn sie das Zimmer verlor. Wenn sie diesen Job verlor. Ein Heimkind ohne Taschengeld. Das war sie. Sie saß. In den Boden sinkend. Alles an ihr. Heruntergezogen. Dem Boden zu. Versinkend. Leer und versinkend. Ein leeres Gewicht. Ende fiel ihr ein. Wie war das heraus? Herausgekommen? Sie wusste nichts, was sie. Trösten? Es gab niemanden, der sie. Der sie. [...] Reden. Mit irgendjemandem reden. Eine Person. Anschauen. Sehen. Hören. Gegenüber. Das rauschende Summen der Stadt. Draußen. Es machte sie noch abgetrennter. Abgetrennt und losgebunden (TiM, S. 203)

Ohnmacht und Irritation können mit niemandem geteilt werden und münden folglich in Einsamkeit: „Dann lernte sie das hier. Das Alleinsein. Mitten im Gesumme der Stadt rund um sie. Allein.“ (TiM, S. 208) Zwar entsprachen die Umstände vor Einsetzen der Handlung ebenfalls nicht den Idealvorstellungen der Protagonistin, doch stellt sich der Gesamtkontext innerhalb ihrer Rückblenden etwas komplikationsloser dar. Gemeinsam mit ihrem Ex-Partner Jonas bewohnte sie während der Pandemie die Mansardenwohnung ihrer Großmutter in Salzburg. (TiM, S. 192) Der Beginn eines sexuellen Verhältnisses zwischen Jonas und einer gemeinsamen Freundin veranlasste den Auszug aus Christls Haus und den Umzug nach Wien:

Das machte sie. Sie machte ihr Bett. Jeden Morgen. Es war sprichwörtlich. Und so. Der Jonas hatte die Tagesdecke nicht straff gezogen gehabt. Das war der erste Hinweis gewesen. Was für ein Spaß das gewesen sein musste. Die Sandra an der Großmutter und dem Opa Franz vorbeizuschwindeln [sic!]. Seltsame Genüsse waren das. (TiM, S. 195)

Abgesehen von Wohnortswechsel und verändertem Beziehungsstatus ging ihre Trennung mit dem Verlust einer dritten Lebenskonstante einher. Sie erlebt einen übergangslosen Kontaktabbruch aller Freundschaften, der sich im Ausschluss aus diversen Social-Media-Kanälen materialisiert: „Weil sie ohne den Jonas. Es war plötzlich niemand mehr da gewesen. Wegen der Sandra. Sie war aus allen WhatsApp-Gruppen. Sie war entfernt worden.“ (TiM, S. 201) Jenes unvermittelte Beziehungsende lässt sich nicht nur als individueller Unglücksfall-, sondern als gesellschaftliches Phänomen charakteristisch für Veronicas Generation lesen. Während verschiedenste, neumodische Anglizismen auf die Einsparung einer dyadischen

Trennungsphase innerhalb von Verhältnissen intimer sowie platonischer Natur referieren, erhalten persönliche Auseinandersetzungen einen anachronistischen, abkömmlichen Charakter. Lange, Tiefgreifende Konversationen und emotionale Verbindlichkeit entsprechen nicht der Vorstellung von Zeitökonomie einer kapitalistischen Gesellschaftsstruktur.⁸⁹

Veronica kritisiert die erlebte Oberflächlichkeit bei gleichzeitiger Ignoranz gegenüber komplexen, existenziellen Problemen:

War es das gewesen? Der Jonas. Der hatte immer gemeinsam auf Instagram sein wollen. Selfies gemeinsam und etwas sagen. Wo sie waren. Was sie machten. Wie schön es wäre. Wie gut das Essen. Wohin sie geradelt waren. Lauter so Klumpert. Wen interessierte das. Gabby schaute alle an, weil sie ein Mordopfer war. [...] Sie saß. Vom Nicht-so-richtig-Atmen. Graue Schleier vor den Augen. Nur ein bisschen noch. Durchhalten. Aushalten. Das war ihr Opfer an die Ewigkeit des toten Mädchens. [...] Sie musste lachen. Sie sah wirklich fast tot aus (TiM, S. 18 f.)

Resultat der erfahrenen Defizite sind gleichgültige Distanziertheit und Gefühlskälte: „Die Geräusche draußen. [...] Der Lärm ein schmaler Rand zur Stille herinnen. Wie tot, fiel ihr ein.“ (TiM, S. 16), „Ließ sich zu Stein werden. In Stein verwandeln.“ (TiM, S. 16), „Die vollkommene Unbewegtheit. Fast-Tot-Sein.“ (TiM, S. 17) Passend dazu wird keine im Roman auftretende Figur vollständig über die Gründe ihrer Trennung aufgeklärt. (TiM, S. 201) Soziale- und Massenmedien nehmen auch unabhängig von Veronicas Beziehungsende eine virulente Rolle innerhalb ihrer *Wirklichkeit* ein. Die Gedankenflüsse innerhalb der unmittelbaren Umwelt werden ständig durch Neuigkeiten und Mitteilungen aus dem Social-Media-Universum unterbrochen. Häufig erfolgt die Aufteilung ihrer Aufmerksamkeit zwischen den beiden Sphären. Während der Arbeit an der Rezeption ist sie beispielsweise abwechselnd mit der Ausführung stupider, repetitiver Aufgaben sowie Befriedigung der vermeintlichen Bedürfnisse ihrer 43 (TiM, S. 17) wartenden Follower beschäftigt: „Sie ging auf YouTube. Suchte herum [...] Sie suchte im Handy. Ihr Beitrag vorhin war zweimal angeklickt worden und einmal geliket [sic!]. Sie ging auf Snapchat. Es kam jemand herein.“ (TiM, S. 56) Es werden dabei Näheverhältnisse zu in facto vollkommen unbekannten Frauen hergestellt: „Sie hielt Gaby Pepito die Treue.“ (TiM, S. 17), die wiederum greifbarer als Mitmenschen ihrer unmittelbaren Gegenwart erlebt werden. Wieder wird die jüngste Protagonistin zur Repräsentanz ihrer Generation. Veronicas Erfahrung der Selbstwahrnehmung über fremde, mediale Persönlichkeiten lässt sich stellvertretend für ein weitverbreitetes, neuzeitliches Gesellschaftsphänomen begreifen⁹⁰ Im Gegensatz zu Konstanze finden die

⁸⁹ Vgl. Eva Illouz: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno Vorlesungen. Neunte Aufl. Berlin: Suhrkamp 2004, S. 3 ff.

⁹⁰ Vgl. Viera Pirker: Social Media und psychische Gesundheit. In: Communicatio Socialis: internationale Zeitschrift für Kommunikation in Religion, Kirche und Gesellschaft 51 (2018), H. 4, S. 467-480.

Kommunikationskanäle in der nächsten Generation auch in Momenten Anwendung, in denen Veronica physisch nicht allein ist. (TiM, S. 369) Bezüglich ihrer sich langsam abzeichnenden Depressionen konsultiert sie ebenfalls lieber einen selbsternannten YouTube-Doktor als eine ausgebildete Therapeutin: „5 Early warning signs of depression. Sie überlegte. Changes in sleep pattern. Das war der Fall.“ (TiM, S. 223)

Auch Freundinnen werden zur erzählten Zeit nicht getroffen. Die Bindeglieder mit den im Roman auftretenden Altersgenossinnen sind entweder der geteilte Wohnort (TiM, S. 169) oder die geteilte Vision (TiM, S. 87). Innerhalb des Studentinnenheim soll die Herstellung von sozialen Kontakten durch organisierte Treffen erleichtert werden:

Die Amerikanerinnen. Die gingen ins Theater. In Konzerte. In Missen. Immer viele gemeinsam. Die waren immer in Gruppen unterwegs. Die Berger organisierte das. Friendship Building for Life. Die Amerikanerinnen hatten einander alle erst in Wien kennengelernt. Es sah so aus, als hätten die einander seit dem Kindergarten gekannt. Wenn die im Bus redeten. Das klang so vertraut. (TiM, S. 107)

Veronica findet zu ihren Kolleginnen dennoch keinen Zugang. (TiM, S. 371) Die Idee einer künstlichen Produktion von Beziehungen durch äußere Instanzen läuft ihr zuwider. (TiM, S. 107) Mit den Jugendlichen aus ihrem Aktivismus-Kollektiv bringt sie zwar durchaus organische, angeregte Konversationen, jedoch nicht den Aufbau einer über den politischen Zweck hinausgehenden Verbindung zustande: „[...] Das immerhin. Aber das war alles nicht verlässlich. Das war nicht. Grundlegend war das nicht. Das war alles locker. Die wollten alle locker sein. Lockerer Umgang.“ (TiM, S. 207) Innerhalb der im Kollektiv abgehaltenen Plenen dürfen zwar gesellschaftspolitische Themen- jedoch keine persönlichen Gefühle besprochen werden. (TiM, S.239) Veronica bleibt mit der erlebten Einsamkeit und ihren für sie selbst schwer artikulierbaren Sehnsüchten allein zurück.⁹¹

2.4.2 Die Mutter

Wie bereits einleitend festgestellt, ist die Einordnung etwaiger Mutterschaftserfahrungen bei der kinderlosen Veronica selbsterklärend nicht sinnvoll. Über zwei disparate Ansätze besteht dennoch die Möglichkeit einer Verortung der jüngsten Protagonistin innerhalb dieser *Position*. Beide Zugänge eröffnen sich über generationelle Zusammenhänge.

⁹¹ Innerhalb des fünften Kapitels wird eine weitere Einordnung ihrer Social-Media-Erfahrung vorgenommen. Beide Zugänge fokussieren sich auf unterschiedliche Schwerpunkte. Sie sind als Ergänzungen zu lesen und schließen einander nicht aus.

Erstens wird die Frage nach einem Kinderwunsch von der 20-Jährigen bereits a priori als obsolet eingeordnet: „Wer soll Kinder haben wollen. Ich bitte dich. Wir können uns das sicher nicht leisten.“ (TiM, S. 362) Ein sozial-motivierter Antinatalismus als Ausdruck der Erschütterung über politische Zustände manifestiert sich in Veronicas Sprechanteil:

Kinder durfte man ohnehin nicht mehr bekommen. Das konnte keinem Kind zugemutet werden. [...] Sie musste nicht nach einem Kerl suchen, von dem sie ein Kind bekäme. Sie musste auch nicht nach Berlin fahren und eine Ration Sperma holen. (TiM, S. 208)

Bei ihrem unverhandelbar-wirkenden Entschluss handelt es sich nicht um die Abwesenheit eines affektiven Kinderwunsches, dieser kann zumindest nicht voraussetzungslos angenommen werden, sondern um eine Maßnahme der Schadensbegrenzung. Ursprung der Problematik wird auf das verschwenderische, rücksichtslose Verhalten ihrer Vorgänger:innen-Generation zurückgeführt, womit diese in Veronicas *Wirklichkeit* zur Schuldtragenden wird: „Die hatten schon alles und hatten damit alles ruiniert. Ihre Zukunft? Das war deren Schuld.“ (TiM, S. 227) Ein weiterer Zugang konstituiert sich durch die permanente Mediatorinnen-Rolle zwischen zwei anderen Müttern. Innerhalb Christl und Konstanzes konfliktärer Beziehungsdynamik etabliert sich keine verträgliche Gesprächskultur. Die jüngste Protagonistin wird zum beidseitigen Ventil und vermittelt zwischen den *Wirklichkeiten* der über ihr liegenden Generationen.: „Warum redet ihr nicht darüber. Ich stehe immer dazwischen. So. irgendwie.“ (TiM, S. 172) Massive Eifersuchtsgefühle der Mutter verschärfen den ohnehin suboptimalen Ausgangspunkt. Unsanft wird dieser von ihrer Tochter attestiert: „Du bist nur eifersüchtig. Du bist überhaupt nur eifersüchtig. Du bist eifersüchtig auf die Oma Christl.“ (TiM, S. 265) Konstanzes innere Haltung wirkt insofern nachvollziehbar, als dass in Veronicas Verhältnis zur Großmutter in der Tat wesentlich weniger Ambivalenzen sichtbar werden. Neuralgische Berührungspunkte oder streng tabuisierte Themen werden in der Beziehung von ältester zur jüngsten Generation nicht evident. Wenn auch nur temporär scheint für die beiden sogar die Führung eines intergenerationellen Haushaltes zu funktionieren. (TiM, S. 192) Der Einzug bei der Mutter wird indessen von Veronica abgelehnt. (TiM, S. 23)

Die Enkelin anerkennt Christls Einsatzbereitschaft, verfällt dabei aber nicht in überholte Abwertungs- beziehungsweise Idealisierungsmuster. Es gelingt eine realistische Einordnung der natürlichen Stärken und Schwächen ihrer Großmutter. (TiM, S. 164) So wird die Beziehung zur ältesten Generation beispielsweise einerseits als großer Stabilitätsfaktor für das Leben der 20-Jährigen betrachtet: „Die Oma Christl ist der Fels in der Brandung. Wie immer.“ (TiM, S. 364), andererseits entgeht ihr gleichzeitig nicht ihr stellenweise bevormundendes Verhalten (TiM, S. 164). Kleinere Auseinandersetzungen werden wesentlich weniger emotional

konnotiert, als es innerhalb der restlichen Frauen-Verhältnisse der Fall ist. Aufkommende Meinungsverschiedenheiten zwischen Großmutter und Enkelin werden nicht nachgetragen, sondern mit Humor genommen: „[...] Und dann lachten sie alle.“ (TiM, S. 194)

Das vollständige Ausmaß, in dem sich Konstanze dadurch in ihrer eigenen Mutter-Rolle unterminiert fühlt: „Das Kind gegen sie. Ausgespielt. Sie zur übersprungenen Generation machen wollen. Sie.“ (TiM, S. 19), scheint die Tochter nicht zu begreifen. Während Konstanze sich selbst als „übersprungene Generation“ (TiM, S. 10) erlebt, liegt die These nahe, dass die schrankenlose Kommunikation zwischen Großmutter und Enkelin überhaupt erst auf der von der dazwischenliegenden Generation gebildeten Diskrepanz aufbauen kann. Unter diesem Aspekt ließe sich Konstanzes *Position* als generationelle Brücke zwischen den beiden anderen Frauen begreifen.

Darüber hinaus steht Veronica vor den für das junge Erwachsenenalter konstitutiven Aufgaben einer Entwicklung zur selbstständigen *Person* sowie einer Reduktion der Identifikation mit der Mutter.⁹² Bei ihren Einordnungsprozessen wird von Konstanze außer Acht gelassen, dass sich ein unbeschwertes Näheverhältnis überhaupt erst durch das Moment der klaren Abgrenzung realisieren kann. Die Notwendigkeit einer solchen Loslösung von der Großmutter ist gewöhnlicherweise nicht gegeben. Um den Prozess voranzutreiben, gewährt die jüngste Protagonistin ihrer Mutter weniger Einblick in die unmittelbare Lebenswelt (TiM, S. 170) und zieht zu deren Leidwesen sowohl das von Franz finanzierte Zimmer im Studentinnenheim als auch Christls Mansardenwohnung in Salzburg, einem Zusammenleben mit dieser vor. (TiM, S. 23)

Während der Mutter darüber hinaus die Verhaltensweisen ihrer Generation permanent zu einem allgemeinen (TiM, S. 227) und stellenweise zu einem persönlichen (TiM, S. 380) Vorwurf gemacht werden, wird Christls mutmaßliches Fehlverhalten durch eben jene Zugehörigkeit zu ihrer Generation relativiert: „Aber das kannst du der Oma Christl doch nicht vorwerfen.“ (TiM, S. 172) Die Großmutter treffen keine hereditären Schuldzuweisungen.

Zusätzlich wird das Missverhältnis durch den Umstand verstärkt, dass Veronica über die Identität Konstanzes biologischen Vaters Bescheid weiß. Das dringende Bedürfnis der jüngsten Protagonistin ihre Mutter in diese Wahrheit einzuweißen: „Das Fruchtwasser ist um 2 Uhr Nachmittag gebrochen. Sie ist ins Spital gefahren. Mit dem Taxi. Und um 23. 37 warst du auf der Welt. Easy. Und dein Vater [...]“ (TiM, S. 366) könnte sich aus der Hoffnung auf

⁹² Vgl. Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 260.

Versöhnung der Generationen herleiten. Die Wünsche nach Aussprache zwischen Großmutter und Mutter: „Warum redet ihr nicht darüber.“ (TiM, S. 172) sowie der Ärger über die ihr unfreiwillig zugewiesene Vermittlerinnen-Rolle: „Ich stehe immer dazwischen. So irgendwie.“ (TiM, S. 172) werden mehrfach von der 20-Jährigen artikuliert. In der Komplementierung Konstanzes Biografie und Aufarbeitung der Vergangenheit erkennt sie Potenzial zur Neutralisierung des ambivalenten Mutter-Tochter-Verhältnisses. Die Dekonstruktion des Opfer-Narratives der Alleinerzieherin wäre hierfür laut Veronica außerdem zuträglich:

Da bist du wie die Oma Christl. Bei der ist »uneheliches Kind« auch so ein Trigger. Aber. Ihr habt das doch geschafft. Das ist doch eine Erfolgsgeschichte. Von euch beiden. Könnt ihr das nicht. Ich meine Erfolg. Das ist doch etwas Gutes. (TiM, S. 163)

Dass die alleinerziehenden Mutterschaften ihrer Vorgängerinnen mit einem breiten Spektrum an Erschwernissen und Stigmata einhergingen, verkennt die 20-Jährige nicht. (TiM, S. 242)

Dennoch werden diese innerhalb Veronicas *Wirklichkeit* um die zusätzlichen Elemente der Avance und des Ressentiments erweitert. (TiM, S. 48) Sich selbst wiederum begreift sie weder als unerwünschtes Produkt des Schicksals noch als Fehler der Mutter und erlebt folglich keine Minderwertigkeitsgefühle bedingt durch ihre *Position*. Für die jüngste Generation ist die Familienbiografie keine Katastrophe, sondern der Inbegriff weiblicher Progressivität: „[...]“. Dafür bist du eine Avantgardistin. Du musst das mehr so sehen.“ (TiM, S. 164) Ihre Empfehlung an die Mutter lautet schließlich, ihre *Wirklichkeit* nicht mehr von der komplexen Vergangenheit der Frauen-Genealogie dominieren zu lassen: „Aber das darfst du doch nicht mit dir machen lassen.“ (TiM, S. 163)

2.4.3 Veronica als Familienmitglied

Innerhalb der familiären Zusammenhänge kommt der jüngsten Protagonistin eine bilaterale Sonderstellung zu. Alle drei Frauen sind Töchter. Veronica ist die einzige Tochter, die nicht auch Mutter ist. Alle drei Töchter sind ohne einen Vater aufgewachsen. Veronica ist die einzige Frau, deren Vater zur erzählten Zeit noch lebt und für sie (theoretisch) greifbar wäre.

Während ihre Mutter von der 20-Jährigen mit dem Diminutiv „Mami“ (TiM, S. 363) angesprochen wird, wird Beppo in indirekter Rede als „Kongressbekanntschaft ihrer Mutter.“ (TiM, S. 192) adressiert.

Die emotionale Verbindung zu diesem scheint nicht wesentlich über den als profan eingeordneten Zeugungsakt: „Vater und Mutter. Die gibt es doch eh immer. Das geht ja gar nicht anders.“ (TiM, S. 164) hinauszugehen. Zwar weiß die jüngste Protagonistin über die Identität ihres Vaters Bescheid, identifiziert sich aber nicht mit diesem und scheint ihn auch

nicht als ernsthaften Bestandteil ihrer Herkunftsfamilie zu begreifen: „Das Recht auf einen Vater, und ich habe nie einen Vater gekannt.“ (TiM, S. 218) Die *Lesenden* werden dennoch auf eine (wenngleich überschaubare) Anzahl an verbindenden Elementen zwischen dem Italiener und dessen Tochter aufmerksam gemacht.

Veronica unterscheidet sich beispielsweise hinsichtlich ihrer Pigmentierung von dem Rest des Salzburger Frauen-Kollektivs. „[...] Aber die war so dunkel. Die hatte diese dunklen Farben. Von ihrem Vater. Die sah so italienisch aus und war es so nicht. Als Italienerin.“ (TiM, S. 322) und trägt einen anderen Nachnamen: „»Frau Soardi«“ (TiM, S. 45)

Es ist naheliegend, dass Name und Optik der Protagonistin nicht notwendigerweise (nur) als Konnex zu ihrem Vater zu lesen sind, sondern (auch) die Polarität zu ihrer Mutter markieren. Während Konstanze ständig das Bedürfnis eines viel innigeren Verhältnis zu ihrer Tochter artikuliert: „Aber das schien nicht gelungen zu sein. Die Nizzi wollte nicht mitkommen“ (TiM, S. 81), scheinen familiäre Zusammenhänge in Veronicas *Wirklichkeit* wesentlich weniger relevant: „Ich bin meiner Mutter entfremdet“ (TiM, S. 192), „Meine Mutter glaubt auch, weil sie es gut meint, ist alles richtig für mich, wie sie es will.“ (TiM, S. 193) Aussagen dieser Art sowie auch das ausbleibende Interesse für ihren Vater sind indessen nicht zwangsweise als Defizit an Wertschätzung oder Liebe einzuordnen, sie sind in erster Linie symptomatisch dafür, dass die 20-Jährige sich nicht (oder nicht ausschließlich) über das Konstrukt Familie definiert. Diese wird im Vergleich zu den anderen Frauen nur in niedriger Frequenz Teil der Gedankengänge oder Sprechakte. (TiM, S. 13-18)

Bei der Einordnung familiärer Biografeme innerhalb ihrer *Wirklichkeit* wird sich einer nüchternen Ausdrucksweise bedient. (TiM, S. 31) Die Larmoyanz der Mutter tritt in der erlebten Rede der 20-jährigen selten auf. En passant stellt sich Veronica Fragen betreffend bedeutsame Lebensereignisse Konstanzes: „Warum sie die Lange Gasse aufgegeben hatte?“ (TiM, S. 31), die im nächsten Absatz wieder verworfen und nicht mehr weiterverfolgt werden. Die Antworten können die *Lesenden* in den Sprechanteilen der über ihr liegenden Generation vorfinden: „Der Ben hatte alle Freunde auf seiner Seite. Und er der Nachweis gewesen. Der Narzisst. Er hatte sie sogar um ihre Wohnung gebracht. Weil er sich sonst nicht geliebt gefühlt hätte.“ (TiM, S. 278) Die erst kürzlich durchlaufene Erfahrung einer unliebsamen Trennung wird von Mutter und Tochter geteilt. Über die Gründe für die Beziehungsauflösung der jeweils anderen wissen sie nicht Bescheid. (TiM, S. 298) Während Konstanze sich klar die Frage nach dem Vorgefallenen zwischen Veronica und Jonas stellt (TiM, S. 275), setzt sich diese nicht mit dem Zerwürfnis zwischen Konstanze und Ben auseinander.

Auch mit ihrer Einordnung der Zusammenhänge zwischen transgenerationeller Schuld und Erziehung weicht Veronicas *Wirklichkeit* von denen der anderen Frauen ab. Die Erfahrungen der über ihr liegenden Generationen werden nicht bagatellisiert und ein Bewusstsein für intergenerativ-vererbte, strukturelle Benachteiligung scheint grundsätzlich vorhanden zu sein: „»Meine Mutter ist Alleinerzieherin in der dritten Generation.«, sagte sie »Sorglosigkeit? das kennen wir nicht.« Sie lächelte ihn an“ (TiM, S. 242), jedoch erfolgt keine intensive Beschäftigung mit dieser. Anders als Konstanze denkt Veronica ihr Leben nicht im Narrativ einer „Mütterkette“ (TiM, S. 320) und ihre *Wirklichkeit* nicht laufend im Zusammenhang mit ihrer Familienbiografie. Synthesen zwischen den einschneidenden Lebensdefiziten (TiM, S. 205), der erlebten Einsamkeit (TiM, S. 203) und der familiären Vergangenheit werden ebenfalls vergleichsweise selten hergestellt. Melancholische Kontemplation sowie Assoziationen zwischen privaten und politischen Problemen finden sich zwar häufig vor:

Ein Mann kam hereingeeilt. Dunkler Sommeranzug. Er schaute sich um. Schaute sie an. Drehte sich um und ging wieder hinaus. Sie wechselte auf Nachrichten. ORF.at. Der Krieg. Fast schon 100 Tage. Sie klickte weg. Nur kein Bild. Dann konnte sie sich überhaupt nicht erholen. Die Vorstellung, so ein Bild im Kopf und in das Heim zurückfahren. Sich auf das kantige Bett setzen. Keine Dusche. Sie ging nicht in das allgemeine Badezimmer im Stockwerk unter ihr. Immer wusch sich eine von den Amerikanerinnen die Haare. Andere föhnten. Standen vor dem fixierten Föhn. Oder rasierten sich. Rasierten sich die Beine. Die Achseln. Das Gesicht. Manche rasierten sich das Gesicht. Das Gesicht rasieren. Viele Influencerinnen rieten dazu. Führten vor, wie das zu einem noch frischeren Hautbild führe. Frisch und gesund sah das aus. Jung. Jünger. [...]. So vor sich hin. Reden. Sie wollte gar nichts. Das wäre normal. Nach einer Trennung. Hörte sie immer. Aber das war jetzt auch schon wieder lange her. Vielleicht. Sie seufzte. Vielleicht konnte sie nur noch unter Lockdown-Bedingungen leben. (TiM, S. 204 f.)

jedoch werden unmittelbare Erfahrungen und begleitende Gedanken seltener an familiäre Ereignisse rückgekoppelt. Treten die beiden anderen Frauen innerhalb ihrer erlebten Rede auf, dann mehrheitlich in der Gegenwart: „Die Mami mochte blau. Die trug gerne blaue Sachen. Aber sie hatte jetzt die grauen Haare. Da passt das schon. Gelb wäre da nichts gewesen. Für die Mami.“ (TiM, S. 42), „Über 80 und niemand unter 40. Die Mami war aber schon in der ersten Stufe. In ihrem Alter starben Leute an Corona.“ (TiM, S. 185), und nicht ausschließlich im Kontext längst vergangener Vorfälle.

Von Vorwürfen gegen Großmutter und Mutter sowie den wenig ambitionierten Vater wird ebenfalls größtenteils abgesehen. Dem Umstand, dass dieser nach ihrer Zeugung in Italien eine neue Familie gründete, innerhalb derer Veronica eine kontroverse Rolle einzunehmen scheint: „Vor allem für ihren Vater. Der musste dann vor seiner Ehefrau das uneheliche Kind nicht dauernd paradieren. Und das war es ja dann auch gewesen.“ (TiM, S. 200), begegnet sie durchaus konziliant. Solange dies familiäre Angelegenheiten im engeren Sinne betrifft, scheint die Behauptung der jüngsten Protagonistin: „Ich werfe niemandem etwas vor.“ (TiM, S. 173) mehrheitlich zutreffend zu sein.

In Veronicas erlebter Rede wird jedoch eine andere Form der Schuldzuweisung und Vorwurfshaltung manifest, die zumindest unmittelbar keine persönliche Ebene berührt. Es geht um ihr Ressentiment gegenüber der gesamten letzten Generation, für die ihre Mutter wiederum zwangsläufig zur Repräsentanz wird. Diese (Generation) hat sich auf Kosten der Zukunft ihrer Nachfolgerin eine angenehme Existenz gesichert, und damit deren Aussichten auf eine gleichsam lebenswerte Zukunft unterminiert. Die Konsequenzen werden nun von Veronicas Generation getragen:

Die hatten es leicht die hatten schon alles und hatten damit alles ruiniert ihre Zukunft? Das war deren Schuld. warum sollte sie ÖkologieGeografie [sic!] studieren? wie der Onkel Stieglitz es meinte. Ja. es war alles kaputt. Aber warum sollte sie das richten? (TiM, S. 227)

Moralisches Pflichtbewusstsein für die Handlungen wird nicht übernommen: „Die Mami hatte keine Flugprobleme. Nicht persönlich und nicht klimarelevant. Die hätten das doch sehr gut per Zoom machen können? Ein Gespräch über Übersetzungsfragen?“ (TiM, S. 182)

Die niederschmetternde Erfahrung der jüngsten Protagonistin lässt sich als Wunsch nach Generationengerechtigkeit „verstanden als das Prinzip der Vertretung der Interessen künftiger Generationen“⁹³(dKdG, S. 15) begreifen. Diesen priorisiert sie innerhalb ihrer erlebten Rede ungleich höher als die eigentlichen Familienverhältnisse. Die Beziehung zu Konstanze wird nicht nur als Verwandtschaftsverhältnis zweier Personen, sondern parallel auch als Ungleichgewicht zweier Generationen eingeordnet. Die ältere hat irreparable Schäden verursacht, die nun von der jüngeren ausgetragen werden müssen, während keine versöhnlichen Lösungsansätze geboten werden.

Du machst nur den Fehler, den Satz in der Gegenwart zu sehen. Ich. Wir. Also ich bin schon gestorben. Jedenfalls holen mich alle eure verdammten Vergangenheiten ein. Kaputte Welt. Geile Pfarrer. Und als Ausweg Wunderheilungen. Kannst du mir sagen, wie wir das? Wie? (TiM, S. 380)

Konstanzes dahingehendes Verhalten erlebt die 20-Jährige als zynisch und ignorant: „Du fragst mich, ob ich an die Zukunft denke, wenn ich gar keine hab? Das ist krass. Wirklich.“ (TiM, S. 380), „Sie hätten einfach für das Klima demonstrieren sollen. Das hätte musste doch auch so gelten. Die Schuldigen saßen doch alle hier.“ (TiM, S. 109), wodurch sich Überschneidungslinien zwischen persönlicher und politischer Ebene generieren. Im Dialog mit Konstanze geht der erlebte Unmut in eine Art resignative Apathie über: „Mir ist das wurscht. Ich werde ohnehin nur 40 Jahre alt. Ich kümmerge mich um so etwas nicht mehr.“ (TiM, S. 356), „Na, die Welt geht doch unter. 2050. Ihr macht doch nichts. Wir segeln gemütlich in die Katastrophe. Da ist es mir doch völlig gleichgültig. Mindestleistung. Wie lustig.“ (TiM, S. 356)

⁹³ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 15.

In der *Wirklichkeit* der jüngsten Protagonistin drückt sich zudem ein Moment aus, das in Anlehnung an die Anthropologin Margaret Mead als ein Verhältnis zwischen *postfigurativer* und *konfigurativer* Gesellschaft⁹⁴ gelesen werden könnte. Innerhalb der Streeruwitz-Genealogie manifestiert sich dieses vor allem durch die stellenweise Verschiebung der Erziehungsaufgaben. Die Lebenserfahrung ist theoretisch jene Domäne, in der eine ältere Generation einer jüngeren überlegen ist. Die dahingehende Superiorität wird allerdings gestört, wenn das im Laufe der Zeit kumulierte Wissen innerhalb einer vorherrschenden Realität nicht mehr anwendbar ist.

Übertragen auf die Frauen-Genealogie bedeutet dies, dass Christl und Konstanze zwar bereits ‚jung‘ waren, während Veronica noch nicht ‚alt‘ gewesen ist, das Erfahrungskapital aber dennoch nicht fruchtbar gemacht werden kann. Denn die beiden älteren Protagonistinnen waren nicht innerhalb derselben *Wirklichkeit* jung, in der Veronica es zur erzählten Zeit ist.⁹⁵ Vonseiten der jüngsten Protagonistin werden der gesamten Familie – vor allem aber der Mutter – Ignoranz und grobe Fahrlässigkeit betreffend Umweltfragen und Klimapolitik unterstellt. Aus dem generationellen Missverhältnis lässt sich die mangelnde Identifikation mit der Herkunftsfamilie zumindest teilweise herleiten.

Im Generationendiskurs eröffnet sich darüber hinaus ein zweiter sozialpolitischer Erklärungsansatz. Das Individuum generiert sich innerhalb bürgerlicher Gesellschaftsstrukturen spätestens seit dem 18ten Jahrhundert mithin am stärksten über das Familiendispositiv.⁹⁶ Inmitten aktuellen dahingehenden Diskursen zirkuliert das Postulat einer Neukonstruktion dessen, was überhaupt unter dem Begriff *Familie* subsummiert werden kann. Ein Gedanke, der in Veronicas *Wirklichkeit* bereits implementiert wurde:

[...] sagte der Sprecher, während ein junger Man sich die Haare raufte und dann eine glückliche Familie mit Vater, Mutter, zwei Kindern und einem Golden Retriever gezeigt wurde. Sie klickte sich weg. Legte das Handy weg. Verstaute die Airpods. [...]. Die ideale Familie. Es lebte doch niemand mehr so. Sie kannte niemanden. (TiM, S. 206)

Alle Protagonistinnen laufen mit ihren jeweiligen Biografien der Idealvorstellung einer intakten Kernfamilie zuwider. Es ist jedoch Veronicas Generation in der eine Priorisierung von geteilten Emotionen, Charaktereigenschaften oder Interessen über geteiltes Erbgut erstmals gemeinhin akzeptabel wird. Befreundete Personen lassen sich auch ohne juristische Umwege zu Familienmitgliedern transformieren.

⁹⁴ Vgl. ebd., S. 94 f.

⁹⁵ Vgl. ebd., S. 276.

⁹⁶ Vgl. ebd., S. 151.

Die Behauptung, Veronica hätte neben ihrer tatsächlich-biologischen Familie noch eine weitere selbstgewählte, wäre ebenfalls nicht korrekt.⁹⁷ Die abnehmende Selbstdefinition über die Familie sowie die Dekonstruktion der Notwendigkeit stabiler Verwandtschaftsverhältnisse lassen sich dennoch nicht nur als persönliche Tendenz der Protagonistin, sondern auch als kulturelles Phänomen lesen. Die Stigmatisierung alternativer Familienmodelle war innerhalb der vor ihr liegenden Generationen omnipräsent. Die Streeruwitz-Genealogie lässt sich als ein Musterbeispiel für jene Störfälle begreifen, über die sich „Normative Familien- und Generativitätsbilder“⁹⁸ überhaupt erst installieren können. Veronicas Generation wechselt das Narrativ und das Postulat familiärer Stabilität als Voraussetzung für alles weitere nimmt ab. Die offene Aussprache über beschädigte Familienbiografien wird indessen salonfähiger. (TiM, S. 242) Der Umstand, dass die jüngste Protagonistin unmittelbar vor einsetzender Handlung überhaupt noch bei einem **Familienmitglied** wohnte, stand in engem Zusammenhang mit der Tatsache, dass das Salzburger Haus ihrer Großmutter genügend Platz für ein weiteres **Nicht-Familienmitglied** bot. Dementsprechend wurde dieses nach dem Auszug ihres Partners von Veronica ebenfalls verlassen. (TiM, S. 201)

Jedoch lässt sich im Pol ihrer Herkunftsfamilie ein Familienmitglied vorfinden, das in nahezu jeder Hinsicht eine Ausnahmestellung bezieht. Es handelt sich um eine tote Italienerin. „Die Nonna“ (TiM, S. 189) war die Mutter ihres Vaters oder in Veronicas Worten: „Ihr Italien“. (TiM, S. 189) Der tragische Erstickungstod der Großmutter wurde von der Protagonistin per Videocall mitverfolgt. (TiM, S. 334) Als Konsequenz der traumatischen Erfahrung und dem Verlust ihrer primären Bezugsperson stellt sich emotionale Distanz zu den italienischen Wurzeln ein:

Aber sie war ja auch eine Waise. Mit dem Tod der Nonna. Sie hatte ganz Italien verloren. Die Nonna war ihr Italien gewesen »In den Ferien? Da bin ich bei meiner Großmutter in Italien.« Zum Vater. Da konnte sie nicht hin. Da waren ihre Halbschwestern und die Frau. Da war sie die Verdächtige. Die waren schon nett. Aber da wurde immer über Geld geredet. Und sie wollte das Geld von ihrem Vater nicht. (TiM, S. 189)

Diese materialisiert sich hinwieder im Verzicht auf den alljährlichen Sommerurlaub: „Sie hatte keine Ferien mehr. Sie war ferienlos geworden. In diesem Jahr. Sie hatte keine Ferien mehr vor sich. [...]. Ein Monat in Carrara. Zum Vater gefahren. Ein Monat in Italien.“ (TiM, S. 200), dem Desinteresse an ihren Halbschwestern: „Ihre Halbschwestern? Was für ein Chaos. Nein.“ (TiM, S. 222), einer Verweigerung der italienischen Sprache: „Sie wollte ihre Ruhe haben und nicht Italienisch sprechen.“ (TiM, S. 222) sowie der – für ihre Generation obligatorischen – Zersetzung aller Social-Media-Verbindungen: „Die hatten eine Familiengruppe auf jedem

⁹⁷ Oder geringstenfalls nicht durch die Handlung nachweislich.

⁹⁸ Parnes, Vedder & Willer: Das Konzept der Generation, S. 151.

Kanal. Da hatte sie sich herausgenommen. Gleich nach dem letzten Facetime mit der Nonna. Nach ihrem. Nachdem sie.“ (TiM, S. 190) Veronica ist sich sicher: „Sie würde nie wieder dorthin kommen.“ (TiM, S. 190) Mit der Einordnung ihrer Erfahrung: „Sie hatte Covid noch nie gehabt, aber Covid hatte sie vaterlos gemacht, weil ihre Großmutter daran gestorben war, und sie nun niemanden mehr hatte. Da. In Italien.“ (TiM, S. 219) drückt sich ein weiterer Zusammenhang mit dem Generationendiskurs aus. Die bereits angesprochene Dekonstruktion des Konzepts Familie umfasst hier verschwimmende Grenzen innerhalb familiärer Rollen. Die Großmutter wird zum Substitut für die Vater-Rolle.

Den beträchtlichen Stellenwert der Italienerin, mit der es nur einmal im Jahr zu einem persönlichen Treffen kommt, begründet sie mit der gleichermaßen einfachen wie aussagekräftigen Formel: „[...] Aber die Nonna ... Es war halt. [...]. Sie hat mich so akzeptiert, weil ich da war.“ (TiM, S. 166)

Die jüngste Protagonistin erlebt sich in allen *Positionen* sowie als Stellvertreterin einer Generation von ihrer Umwelt unverstanden. Sie stößt sich an der erlebten Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft sowie dem mangelnden Verständnis für ihre Lage vonseiten der Familie.

Bedürfnisse und Vorstellungen der Mutter werden auf sie projiziert: „Da hatte sich die Mami. Verrechnet? Vertan? Getäuscht? Das war es wohl. Sie hatte sich das vorgestellt, wie sie es gewollt hatte. Und das gab es nicht.“ (TiM, S. 218) Die tote Großmutter war in Veronicas *Wirklichkeit* diejenige Konstante: „[...] Die, sie verstanden hatte. Die auf ihrer Seite gewesen war. Die hatte alles wissen wollen, was sie. Wollte. Betraf. Interessierte.“ (TiM, S. 188) Das bedrückende Fazit lautet: „Sie hatte die einzige Person verloren.“ (TiM, S. 188)

Wieder ist es die jüngste Generation, die sich dennoch von den Fesseln ihrer biografischen Vergangenheit lösen möchte und selbstsicher erklärt: „Aber ich werde mich nicht bestimmen lassen davon. Von dieser Erinnerung.“ (TiM, S. 166)

3. Zum Personenbegriff

Der Personenbegriff ist in den Werken Marlene Streeruwitz wiederkehrend auffindbar⁹⁹ und eröffnet sich den *Lesenden* in mannigfaltigem Facettenreichtum. Es handelt sich beispielsweise um die Angabe grammatikalischer Numeri, um den Rekurs auf anonyme Individuen, um Selbstreferenzen oder um Bezugnahmen auf nicht-anonyme Individuen, die dem denkenden Subjekt bekannt sind und theoretisch auch mit Namen angesprochen werden könnten: „[...] Er, der aller Er sein hätte sollen. Das war wie mit den Ausländern, die wurden »Die« genannt. »Sie« und in der dritten **Person** Plural zu den anderen gemacht, die nicht mehr erwähnt werden konnten.“¹⁰⁰, „[...] Wartende **Personen**. Die hatten Zeit, und dann war es plötzlich eilig.“¹⁰¹, „[...] Man könne sich eben nicht trennen, ohne diesen unendlichen Zorn auf die andere **Person** zu haben. Zu entwickeln. Zu bekommen.“¹⁰², „Der Lift kam, bevor die herunterkommende **Person** an ihr vorbeigegangen wäre.“ (TiM, S. 70), „[...] Während diese **Personen** auf der Bühne ihrer Kunst nachgingen.“ (TiM, S. 81), um Selbstreferenzen: „Die unsichtbare **Person** mit dem unsichtbaren Kind.“ (TiM, S. 344), „[...] Und das Glück der Existenz der **Person**. [...]“ (TiM, S. 10), „Er war irgendeiner. Mit einem Mal war er irgendeine **Person**, die sie kannte. Kein Schatten einer Intimität zwischen ihnen.“ (TiM, S. 37), „Aber auch ein sanftes Knicken knickte so eine kleine **Person**.“ (TiM, S. 51), „Und warum hatten diese Personen. Sie mochte dieses Ehepaar.“ (TiM, S. 282), „Sie war wütend, wie passiv diese beiden alten **Personen** waren. Geworden waren.“ (TiM, S. 292)

Der Begriff scheint in der Denktradition der Autorin ein breites Spektrum verschiedener Funktionen zu erfüllen, und damit weit über eine zufällig gewählte Bezeichnung hinauszugehen. (TiM, S. 293) Dennoch tritt er nicht uneingeschränkt auf – beispielsweise werden keine beliebigen Entitäten wie anorganische Gegenstände zu *Personen* gemacht –, sondern referiert bei Streeruwitz stets auf ein (teilweise hypothetisches (TiM, S. 73, S. 287)) Bewusstsein im Raum.

Heterogene, stellenweise gegensätzliche Möglichkeiten des spezifischen Begriffsverständnis existieren im Werkespektrum der Autorin genau wie in unterschiedlichen wissenschaftlichen

⁹⁹ Vgl. Marlene Streeruwitz (a): *Die Schmerzmacherin*. Frankfurt am Main: Fischer 2014, S. 165.

¹⁰⁰ Marlene Streeruwitz: *Flammenwand*. Frankfurt am Main: Fischer 2019, S. 193.

¹⁰¹ Marlene Streeruwitz (b): *Nachkommen*. Frankfurt am Main: Fischer 2014, S. 278.

¹⁰² Ebd., S. 234.

Ausrichtungen, und können je nach konkretem Erkenntnisinteresse auch innerhalb der Disziplinen divergieren.¹⁰³

Im Folgenden sollen zunächst einige disparate Ansätze unterschiedlicher Fachrichtungen beschrieben werden. Hiernach soll die Anwendung des Personenbegriffes bei Marlene Streeruwitz in einen Zusammenhang mit ausgewählten Einsatzmöglichkeiten innerhalb des Feldes der Literaturwissenschaft gebracht werden. Schließlich folgt die Untersuchung des streeruwitz'schen Personenbegriffes in *Tage im Mai*. Es wird dabei die der gesamten Arbeit zugrundeliegende These berücksichtigt, nach welcher die Protagonistinnen ihre jeweiligen *Wirklichkeiten* multiperspektivisch erleben und sich durch das Zusammenspiel aus der wahrgenommenen politischen Unterdrückung, gesellschaftlicher Erwartungen, innerfamiliärer Strukturen und privater Lebensdefizite, je nach eingenommener Rolle, andersartig positionieren.

Innerhalb der vorangegangenen Kapitel wurde die Bezeichnung *Person* ausschließlich als Abgrenzung zur *Position* eingesetzt¹⁰⁴, die wiederum bis zu dieser Stelle der Arbeit als das Konglomerat geschlechtlicher und familiärer Zuschreibungen und damit als narrativer, sich über die *Wirklichkeiten* der Protagonistinnen legender Filter begriffen wurde. Im Folgenden soll beiden Ausdrücken in einem ersten Schritt eine weitere Bedeutungsebenen hinzugefügt werden. Anschließend wird das Forschungsinteresse auf jenen Beitrag gelenkt, den der Personenbegriff vermeintlich zur Dekonstruktion der *Positionen* leisten kann, sowie eine Möglichkeit zur Darstellung der Subjekte außerhalb ihrer *Positionen* herausgearbeitet.

Es bleibt anzumerken, dass der Begriff *Person* im Rahmen des vorliegenden Kapitels stellenweise nicht kursiv geführt wird. Das ist immer dann der Fall, wenn dieser nicht im streeruwitz'schen Sinne, sondern im Kontext einer anderen Denkschule auftritt.

¹⁰³ Vgl. Günther Rager & Adrian Holdregger: *Bewusstsein und Person: Neurobiologie, Philosophie und Theologie im Gespräch*. Freiburg: Universitätsverlag 2002, S. 64 f.

¹⁰⁴ Da auch diese Art der Verwendung nicht der traditionellen Bedeutung des Begriffes entspricht, wurde er bereits in den vorangegangenen Kapiteln kursiv geführt.

3.1 Umriss des Personenbegriffes in interdisziplinären Ausrichtungen

Die Bedeutung des Personenbegriffes hat sich aus einem langen geschichtlichen Prozess heraus entwickelt, in dessen Verlauf der Begriff zahlreiche definitorische Veränderungen erfahren hat. Bis zu seinen Anfängen in der Antike lässt sich seine Funktion zur Verdeutlichung des menschlichen Selbstverständnisses zurückverfolgen. In seiner Semantik setzt sich der Begriff der Person in jeder Epoche deutlich von dem Menschen als *animal rationale* ab, wobei sich zwischen den verschiedenen Phasen unterschiedliche semantische Felder abgrenzen lassen.¹⁰⁵

Angesprochen wird hier die vielförmige Historie des Personenbegriffes, in deren Verlauf dessen Verständnis einer kontinuierlichen Metamorphose unterlag, und sowohl diachron durch die Zeit als auch synchron innerhalb der verschiedenen transdisziplinären Ausrichtungen Umformungen erfuhr. Die Gemeinsamkeit aller Zeitabschnitte und Erkenntnisbereiche wird mit der klaren Polarität zwischen einer *Person* und einem *Menschen* beziehungsweise *Menschen als denkendem Subjekt* markiert. Der Begriff *Person* ist also in jeder seiner Entwicklungsphasen in Abgrenzung oder geringstenfalls als Ergänzung zum Begriff *Mensch* zu verstehen, nicht jedoch ausschließlich als dessen Synonym.¹⁰⁶

Eine differenzierte begriffsgeschichtliche Darlegung und/oder präzise Beschreibung der semantischen Wandelprozesse ist genauso wenig das Ziel des vorliegenden Kapitels, wie die tiefgreifende Darstellung und/oder Diskussion aller unterschiedlichen Felder, innerhalb derer der Begriff in verschiedenen Schulen des Denkens präsent ist. Nicht nur würden Untersuchungen dieser Art den Rahmen der vorliegenden Arbeit weit überschreiten, sie entfernen sich zudem deutlich vom primären Forschungsinteresse. Im Folgenden geht es um einen groben Umriss des Begriffes unter Berücksichtigung verschiedener ausgewählter definitorischer Ansätze ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Dieser erfüllt wiederum die Funktionen einer theoretischen Fundierung einerseits und einer Abgrenzung zu Marlene Streeruwitz' Verständnis andererseits.

Der Personenbegriff lässt sich in seinen etymologischen Ursprüngen in die klassische Antike zurückverfolgen, wobei eine vollständige Rekonstruktion der Wortherkunft bisher nicht möglich war.¹⁰⁷ Es kann davon ausgegangen werden, dass dieser als eine Anlehnung an den griechischen Terminus *proposon* gelesen werden kann.¹⁰⁸ Bei Homer benennt er das Gesicht eines Menschen oder Gottes¹⁰⁹, im Kontext des Theaters der griechischen Antike wird er als

¹⁰⁵ Katja Wagner-Westerhausen: Die Statusfrage in der Bioethik. Berlin: Litverlag 2008, S. 13.

¹⁰⁶ Vgl. Dieter Sturma: Die Selbstverhältnisse der Person. In: Journal für Psychologie 13 (2005), H. 3, S. 243.

¹⁰⁷ Vgl. Wagner-Westerhausen: Die Statusfrage in der Bioethik, S. 14.

¹⁰⁸ Vgl. Sturma: Die Selbstverhältnisse der Person, S. 245.

¹⁰⁹ Vgl. Wagner-Westerhausen: Die Statusfrage in der Bioethik, S. 13.

Bezeichnung für Rolle oder Maske verstanden.¹¹⁰ Innerhalb abendländischer Traditionen ist eine grobe Einteilung des Personenbegriffes in drei partiell ineinandergreifende Kategorien möglich, die sich unter einer „religiös-theologische[n]“, einer „philosophisch-psychologische[n]“ sowie einer „juristische[n] [M.S. 10.11.2023]“¹¹¹ subsumieren lassen.

Die Ursprünge der theologischen Komponente können in den scholastischen Philosophien aufgefunden werden, wo die Person mit einer Art unverbrüchlicher Identität gleichgesetzt wird, die sich wiederum nicht zwingend in einer stofflichen Beschaffenheit materialisieren muss.¹¹²

Die Person ist demnach zur Weiterexistenz beziehungsweise Wiederauferstehung fähig¹¹³, und dabei je nach Konzeption mehr oder weniger notwendig an einen Organismus gebunden.¹¹⁴

Innerhalb derjenigen Ansätze, die von einer körperlichen Weiter- beziehungsweise Wiedexistenz des Individuums nach dem biologischen Tode ausgehen, unterscheiden sich wiederum jene, die den Anspruch auf einen typidentischen Körper erheben, von denen, die dies nicht tun.¹¹⁵ Zugänge, die überhaupt kein Erfordernis der Koppelung von Person und lebendem Organismus annehmen, begreifen die Person als eine Art „immaterielle Seele“¹¹⁶, die ihrerseits auch ohne Verstofflichung als Existenz im Äther erscheinen kann.

Innerhalb der modernen Philosophie entwickelt sich das (Selbst-)Bewusstsein zu einer maßgeblichen Komponente für den Personenbegriff. Personen sind demnach je nach spezifischer Auslegung Individuen, die über die Fähigkeit eines reflexiven Selbstbezuges ungeachtet zeitlicher sowie räumlicher Differenzen verfügen.¹¹⁷ Eine Person ist folglich in der Lage, sich innerhalb eines Raum-Zeitkontinuums zu verorten, und ist sich über ihre Existenz innerhalb dieses Kontinuums bewusst. Nach jener Definition wird vor allem die Erinnerung zu einem signifikanten Kriterium der personalen Identität¹¹⁸. Maßgeblich ist hiernach nicht nur das Gewahrsein innerhalb eines gegenwärtigen situativen Kontextes, sondern darüber hinaus die Erinnerung an vergangene Zusammenhänge.¹¹⁹ Die Fähigkeit zur Übernahme der Verantwortung für eigene Handlungen beziehungsweise das Verständnis moralischer

¹¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹¹ Lauri Kallio: Der Begriff der Person bei Kant, Hegel und Snellman. In: Hegel-Jahrbuch (2017), H. 1, S. 202.

¹¹² Vgl. Michael Quante: Person. Berlin, Boston: De Gruyter 2012, S. 189.

¹¹³ Vgl. ebd.

¹¹⁴ Vgl. ebd., S. 192.

¹¹⁵ Vgl. ebd.

¹¹⁶ Ebd., S. 77.

¹¹⁷ Vgl. Reinhard Brandt: John Lockes Konzept der persönlichen Identität: Ein Resümee. In: Aufklärung 18 (2006), S. 40 ff.

¹¹⁸ Vgl. John Locke: Essay Concerning Human Understanding. In: Peter. H Nidditch (Hg): The Clarendon Edition of the Works of John Locke. Oxford: Oxford University Press 1975, S. 335 ff.

¹¹⁹ Vgl. ebd.

Gesetzmäßigkeiten markiert ein weiteres in verschiedenen Disziplinen vielfach diskutiertes Kriterium für den Personenbegriff.¹²⁰ Eine Person meint ein Subjekt, dessen (moralische) Taten und Verhaltensweisen auf dieses selbst als Urheber:in induziert werden können.¹²¹ Alle von ihr ausgeführten Handlungen können ihr selbst zugerechnet werden, da sie sich im Gewahrsein ihrer selbst dazu entscheidet, sich gemäß oder zuwider moralischen Gesetzen oder Vorstellungen zu verhalten.¹²²

Aus diesem Verständnis heraus entwickelt sich beispielsweise der kantianische, kategorische Imperativ in seiner Zweckformel, die da lautet: „Handle so, daß [sic!] du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Für die Zugehörigkeit einer Entität zur Klasse Person wäre also ihre Fähigkeit ausschlaggebend, einen moralischen Status zu besetzen, der sich wiederum aus der eigenen moralischen Handlungsfähigkeit einerseits sowie ihres Vermögens, dieselbige bei anderen Personen achten zu können, andererseits konstituiert.¹²³

Personen sind – im Gegensatz zu anderen Individuen – „Gegenstand der Achtung“¹²⁴

Aus diesen Annahmen heraus ergeben sich wiederum eine juristische sowie eine politische Komponente des Begriffs. Eine Person hat: „das abstrakte Recht gegenüber dem Inhalt einer konkreten Handlung und den moralisch-sittlichen Verhältnissen“¹²⁵. Ist eine Person zurechnungsfähig und können ihre gesetzten Handlungen daher auf sie zurückgeführt werden, ist sie folglich auch rechtsfähig. Die Rechtsfähigkeit sowie die Achtung der Rechtsfähigkeit anderer wird damit zum Alleinstellungsmerkmal von Personen:

Die Persönlichkeit enthält überhaupt die Rechtsfähigkeit und macht den Begriff und die selbst abstrakte Grundlage des abstrakten und daher formellen Rechtes aus. Das Rechtsgebot ist daher: sei eine Person und respektiere die anderen als Personen.¹²⁶

Sowohl innerhalb juristischer als auch philosophischer Ansätze entwickelt sich die Vormachtstellung, die von Individuen aufgrund ihres Personenstatus eingenommen werden kann, zum Interessensgegenstand. Es stellt sich die Frage nach der Superiorität von Personen

¹²⁰ Vgl. Michael Quante, Rojek Hiroshi & Shino Segawa (Hg.): Der Begriff der Person in systematischer wie historischer Perspektive. Ein deutsch-japanischer Dialog. Paderborn: Mentis 2020, S. 11 f.

¹²¹ Vgl. Wagner-Westerhausen: Die Statusfrage in der Bioethik, S. 27.

¹²² Vgl. Immanuel Kant: Gesammelte Schriften, Hg v. preußische Akademie der Wissenschaften. Berlin 1902, S. 436. Alle weiteren Quellenangaben von Werken Immanuel Kants werden ab hier gemäß des Siglenverzeichnis der preußischen Akademie der Wissenschaften fortgeführt.

¹²³ Vgl. Quante, Hiroshi & Segawa (Hg.): Der Begriff der Person in systematischer wie historischer Perspektive, S. 12.

¹²⁴ MST, AA VI 1797, S. 248.

¹²⁵ Evrim Kutlu: Der Begriff der Person bei G.W.F Hegel und Max Scheler. In: Hegel-Jahrbuch (2014), H. 1, S. 277.

¹²⁶ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts. Vierte erw. Aufl. mit Überab. v. Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel. Berlin: Holzinger 2017, Paragraph 36.

gegenüber Nicht-Personen.¹²⁷ Als Prämissen für das Erlangen eines Personenstatus werden zumeist die Begabung zur Vernunft sowie Selbstbewusstsein postuliert.¹²⁸ Das Selbstbewusstsein wird wiederum als „sich [...] selbst als distinkte[r] Entität[en] mit einer Vergangenheit und Zukunft bewußt [sic!]“¹²⁹ zu sein verstanden. Über den Ausprägungsgrad des verfügbaren Bewusstseins, der mindestens für die Legitimation eines Personenstatus notwendig ist, werden innerhalb der Ethik-Debatte erneut unterschiedliche *Positionen* vertreten.

In der Psychologie meint der Personenbegriff zumeist ein Individuum mit Persönlichkeit. Die Kontroverse besteht hier vor allem darin, was unter dieser subsummiert werden kann, ob eine Operationalisierung der Persönlichkeitseigenschaften möglich ist, inwieweit deren Entwicklung vorhergesagt werden kann oder, ob diese als Disposition aufzufassen ist. Die vermutlich gängigste Definition der Persönlichkeit innerhalb der Psychologie spricht von dieser als „die Gesamtheit aller überdauernden individuellen Besonderheiten im Erleben und Verhalten eines Menschen.“¹³⁰

Zusammenfassend ist die Angabe einer allgemeingültigen Definition des Personenbegriffes, die einer Prüfung aller sich mit diesem auseinandersetzen disziplinären Felder standhält, nicht möglich. Anders, als es für die Literaturwissenschaft der Fall ist, wird er jedoch innerhalb des Spektrums weiterer wissenschaftlicher Kategorien zu einem streitbaren Interessensgegenstand. Eine mögliche Begründung für die eher geringe Bandbreite an literaturwissenschaftlichen Zugängen soll im nächsten Kapitel dargelegt werden. Zudem soll eine Auswahl an Ansätzen innerhalb der Literaturwissenschaft untersucht werden, mit dem sich der streeruwitz'sche Personenbegriff dennoch in Zusammenhang bringen ließe.

3.2 Der Personenbegriff in der Literaturwissenschaft

Aufgrund seiner häufig synonymen Verwendung mit dem Figurenbegriff stellt der Personenbegriff keinen gängigen Untersuchungsgegenstand innerhalb der Literaturwissenschaft dar. Beziehungsweise mit anderen Worten formuliert: „Dass die ›Person‹

¹²⁷ Vgl. Peter Singer: Praktische Ethik. Zweite erw. Aufl. Stuttgart: Reclam 1994, S. 147.

¹²⁸ Vgl. ebd., S. 148.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Markus Antonius Wirtz (Hg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Zwanzigste überarb. Aufl. Berlin: Hogrefe 2021, <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/persoenlichkeit> (Zugriff: 4.12.2023).

keine exponierte literaturwissenschaftliche Kategorie ist, hat damit zu tun, dass personale Instanzen in der Literaturwissenschaft als ›Figuren‹ bezeichnet werden.“¹³¹

Ansätze, die sich tatsächlich mit der Etablierung einer wissenschaftlich fundierten Differenzierung der beiden Kategorien auseinandersetzen, sind nicht in hohem Maße etabliert.¹³² Das klassische, recht triviale und vor allem unzureichende Unterscheidungsmerkmal ist die Abwesenheit theoretischer Ausgangspunkte, beziehungsweise ausbleibende Versuche ausformulierter Definitionen des Personenbegriffs innerhalb der Literaturwissenschaft. Sprechen literaturwissenschaftliche Texte über Personen, ist tatsächlich häufig entweder von Figuren die Rede¹³³ oder aber von einem indifferenten Begriffsschema, das entweder gänzlich ohne Hintersinn verbleibt, oder eine (bewusste oder unbewusste) Reproduktion des Konzepts einer anderen wissenschaftlichen Theorie darstellt¹³⁴, wie beispielsweise einer der im vorrangigen Kapitel geschilderter Ansätze.

Im Unterschied dazu liegt innerhalb der Fiktions- und Erzähltheorie eine mannigfaltige Beschäftigung mit Darstellung und Definition des Figurenbegriffes vor. Fragen, nach der (In-)Existenz, Konstitution und Identifikation, den Merkmalen, dem ontologischen Status, den Zusammenhängen mit „Texten, mit Imagination und Kommunikation“¹³⁵ sowie der Beziehung zur Handlung¹³⁶ einer Figur sind innerhalb der allgemeinen Medienwissenschaften, der Film- und Theaterwissenschaften sowie der Literaturwissenschaft virulent, und werden je nach eingenommener Perspektive – semiotisch, kognitionspsychologisch, philosophisch etc. – unterschiedlich beantwortet.¹³⁷

Häufig sind den Theorien ansatzweise sogar Abgrenzungen zwischen Figuren- und Personenbegriff inhärent. Nur wird die Person dabei erneut nicht als literaturwissenschaftliche Einheit, sondern als reale Person angenommen. So wären die Figuren demnach erdachte Analogien zu Personen einer ausschließlich textexternen Welt beziehungsweise „eigenständige Vorstellungen von Personen“¹³⁸:

¹³¹ Martina Wagner-Engelhaaf: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft. In: Michael Quante, Hiroshi Goto, Tim Rojek, u.a. (Hg): Der Begriff der Person in systematischer wie historischer Perspektive. Ein deutsch-japanischer Dialog. Paderborn: mentis Verlag. S. 199.

¹³² Vgl. ebd.

¹³³ Fotis Jannidis: Figur und Person: Ein Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin, New York: De Gruyter 2004 (Narratologia), S. 6.

¹³⁴ Vgl. Wagner-Engelhaaf: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft, S. 199.

¹³⁵ Jens Eder: Was sind Figuren? Ein Beitrag zur interdisziplinären Fiktionstheorie. Paderborn: Mentis 2008, S. 4.

¹³⁶ Fotis: Figur und Person, S. 6.

¹³⁷ Eder: Was sind Figuren?, S. 5.

¹³⁸ Herbert Grabes: Wie aus Sätzen Personen werden. In: Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft. 10 (1978), H. 4, S. 406.

Eine ‚Figur‘ ist von einem fiktionsinternen Standpunkt aus betrachtet eine Person, also ein Mensch oder ein menschenähnlich gestaltetes Wesen, innerhalb eines fiktionalen Mediums. Von einem fiktionsexternen Standpunkt aus lässt sie sich als menschlich oder menschenähnlich gestaltetes, kommunikativ konstruiertes Artefakt auffassen. Um menschlich oder menschenähnlich zu erscheinen, sollte die ‚Figur‘ mindestens die Fähigkeit zum intentionalen Handeln aufweisen, eine Innen-Außen-Unterscheidung sowie die Unterscheidung transitorischer von stabilen Merkmalen ermöglichen.¹³⁹

Strukturalistische Ansätze gehen wiederum häufig von strukturellen Eigenschaften als primärem Definitionsmerkmal aus. Die Figur ist hier „[...] die Summe ihrer strukturellen Funktionen der Situationsveränderung und der Situationsstabilisierung, [...]“¹⁴⁰ Wird eine semiotische Perspektive eingenommen, sind Figuren meist „Zeichen und Zeichenkonstellationen“¹⁴¹. Das Begriffsverständnis von *Zeichen* ist hierbei wiederum äquivok. Je nachdem, ob ein Zeichen als „[...] allgemein als ein Ding, das für etwas anderes steht; das Zeichen als physikalischer Zeichenträger; und das Zeichen als Relation, z. B. zwischen Signifikant (Ausdruck) und Signifikat (Inhalt).“¹⁴² verstanden wird, ändert sich dementsprechend die Definition der Figur.

Das Ziel des vorliegenden Kapitels besteht jedoch nicht in einer Untersuchung des Figurenbegriffes. Es soll eine Auswahl jener, ohnehin stark begrenzter, Kontexte herausgearbeitet werden, in denen der Personenbegriff innerhalb der literaturwissenschaftlichen Ansätze, abseits von Wesensverwandtschaften zu realen Personen oder Bezeichnungen, die de facto in anderen Kategorien beheimatet sind, Relevanz trägt.

Person als grammatische Entität bezeichnet „Sprecherinnen und Sprecher, Adressaten und Adressatinnen oder Personen, auf die referiert wird.“¹⁴³ Marlene Streeruwitz greift innerhalb ihrer Werke nicht selten auf grammatische Personenbegriffe zurück. Person und Numerus als grammatische Einheit werden dabei mit der narrativen Ebene verknüpft. Beispielsweise tritt der grammatische Personenbegriff gemeinsam mit einem im Verlauf der Handlung angesprochenen politischen Phänomen auf: „[...] Er, der aller Er sein hätte sollen. Das war wie mit den Ausländern, die wurden »Die« genannt. »Sie« und in der dritten **Person** Plural zu den anderen gemacht, die nicht mehr erwähnt werden konnten.“¹⁴⁴

Eine Personifikation meint zumeist „[...] die Darstellung oder Deutung besonders von Abstrakta, aber auch unbelebten Konkreta, Pflanzen, Tieren und Kollektiven als Wesen, die

¹³⁹ Claudia Hillebrandt: III.1.4. Figur. In: Martin Huber & Wolf Schmid (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Erzählen. Berlin, Boston: De Gruyter, 2018, S. 161.

¹⁴⁰ Manfred Pfister: Das Drama. Elfte erw. Aufl. Paderborn: Fink 2001, S. 224.

¹⁴¹ Eder: Was sind Figuren?, S. 12.

¹⁴² Ebd., S. 13.

¹⁴³ Wagner-Engelhaaf: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft, S. 200.

¹⁴⁴ Marlene Streeruwitz: Flammenwand. Frankfurt am Main: Fischer 2019, S. 193.

individuell denken, handeln und wollen können.“¹⁴⁵ Eine abstrakter Gehalt kann folglich qua Personifikation zu einer Person werden.¹⁴⁶ Wird dieser Ansatz auf *Tage im Mai* übertragen, so könnten einige der männlichen Figuren als Personifikationen für verschiedene Dispositive gelesen werden: Kaplan Chrobath, Roman Stieglitz und der nachnamenlose Lukas können jeweils eindeutig einer der innerhalb der Frauen-Genealogie vertretenen Generationen zugeordnet werden. Sie kommen im Verlauf der Handlung zwar zu Wort, sind aber als für sich selbst stehende *Personen* – unabhängig von ihren Verbindungen zu den Frauen – kaum relevant, haben keine personalen Eigenschaften und keine Persönlichkeit. Sie sind die männlichen, generationellen Pendants zu den Protagonistinnen und werden über ihre ‚Funktionen‘ hinaus nicht weiter charakterisiert. Gemäß dieser Theorie verkörpert Ältester die Kirche als Institution und den Missbrauch der Pastormacht innerhalb einer kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft: „Nie wie **er** es wolle. Nie das, was **er** verlange. Wie faul **sie** sei.“ (TiM, S. 58), „**Sie** könne doch nicht einfach so gehen.“ (TiM, S. 212) „»**Ich** will **dich**. Verstehst du. Seit. Gleich wie ich dich.«“ (TiM, S. 254). Roman Stieglitz steht wiederum für die rechtssprechende Gewalt, ist Konstanzes Generation zuzuordnen und versucht diese sowie deren Tochter bei etwaigen Angelegenheiten juristischer Natur zu unterstützen beziehungsweise zu bevormunden. (TiM, S. 115) Der Anwalt ist aber blind für die tatsächlichen Anliegen der jüngsten Generation: „»Was machst du bei diesen Wahnsinnigen?«“ (TiM, S. 87) „Der konnte sich das mit dem Klima nicht vorstellen. Und als Rechtsanwalt.“ (TiM, S. 99), „Sie konnte so viel demonstrieren, so viel sie wollte. Der verstand gar nicht, was sie da machten.“ (TiM, S. 207), in die wiederum Lukas fällt (TiM, S. 243). Dieser befindet sich seinerseits in einem eher schwer dechiffrierbaren Verhältnis zu Veronica, verritt aber wie sie (und mit ihr) die klimapolitischen und gesellschaftskritischen Anliegen derer, die gerade dabei sind, die Hoffnung auf eine unbeschwerte Zukunft aufzugeben:

Der Lukas hatte solche Sachen schon in Salzburg gemacht. Der war als Jedermann in die Jedermann-Aufführungen gegangen und hatte vom Publikum aus die Texte vom Jedermann geschrien. Als wäre er der Richtigere. Er war abgeführt worden und es hatte eine Zeitungsnotiz gegeben. (TiM, S. 86)

Die *erzählende Person* beziehungsweise *Erzähler:innen-Person* ist ein weiterer im literaturwissenschaftlichen Kontext relevanter Personenbegriff.¹⁴⁷ In der basalsten narratologischen Form werden drei Erzählperspektiven voneinander differenziert: Der

¹⁴⁵ Volker Hartman: Personifikation. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Hg. v. Gert Ueding. Bd. 6, Darmstadt 2003, S. 810.

¹⁴⁶ Wagner-Engelhaaf: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft, S. 206.

¹⁴⁷ Vgl. Franz Stanzel: Typische Formen des Romans. Zehnte erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987, S. 16.

auktoriale Erzähler, der Ich-Erzähler und der personale Erzähler.¹⁴⁸ Theoretisch könnte aber ebenfalls von einer *auktorial-erzählenden Person*, der *Ich-erzählenden Person* und der *personal-erzählenden Person* gesprochen werden. Denn auch wenn es sich bei diesen nicht um reale Personen handelt, liegt:

„[...] Die Tatsache, dass man sich den Erzähler, obwohl er narratologisch betrachtet nichts anderes als eine Funktion und eine sprachliche Figur ist, gleichwohl personhaft denkt [...] an der Vorstellung, die allein das Wort ›Erzähler‹ aufruft. Unwillkürlich denkt man dabei an den archaischen Erzähler, wie ihn Walter Benjamin in seinem »Erzähler«-Essay aus dem Jahr 1937 entworfen hat.¹⁴⁹

Wird der Versuch unternommen, die Protagonistinnen aus *Tage im Mai* innerhalb der Erzählsituationen zu verorten, so wären diese Ich-erzählende Personen:

Die Ich-Erzählsituation (Ich-Erzählperspektive, Ich-Erzähllhaltung) in Form einer Ich-Erzählung setzt voraus, dass die verwendete Erste Person der Grammatik den Erzähler selbst und eine mit ihm identische Handlungsfigur bezeichnet: "Der Erzähler steht quasi mit auf der Bühne." (DREE, S.14)

die sich abwechselnd zwischen einem erzählenden Ich (TiM, S. 47) und einem erlebenden Ich (TiM, S. 41) bewegen. Wird nun weiter davon ausgegangen, dass der Ich-Erzähler eine autonome, fiktionale Person¹⁵⁰ (TdE, S. 111) und als diese nicht mit dem/der Autor:in identisch ist, so wird folglich die Frage nach der Identität jener Person(en) aufgeworfen, die im Rahmen des nachfolgenden Kapitels genauer untersucht wird.¹⁵¹ Der Untersuchung liegen zwei Prämissen zugrunde: Erstens, werden die Begriffe Figur und *Person* im Folgenden nicht synonym verwendet. Die Figur bezeichnet vorrangig schlicht eine fiktive Kategorie innerhalb eines fiktiven Kontextes¹⁵², ungeachtet aller weiteren möglichen Spezifika, die diese auf semantischer Ebene – je nach Anschauung– noch umfassen könnte. Die *Person* wiederum bezieht sich auf den streeruwitz'schen Personenbegriff innerhalb des Romans *Tage im Mai*, der sich durchaus von Personenbegriffen innerhalb anderer Werke der Autorin unterscheiden kann. So wird die Bezeichnung *Person* beispielsweise in *Ware Mensch* in seinem Verhältnis zur Ware beziehungsweise zur Dienstleistung innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft gedacht.¹⁵³

¹⁴⁸ Vgl. ebd.

¹⁴⁹ Wagner-Engelhaaf: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft, S. 203.

¹⁵⁰ Die Bezeichnung *fiktionale Person* wird hier ausschließlich als klare Abgrenzung zur Autorin selbst eingesetzt. Dass eine rein fiktionale Welt mit rein fiktionalen Charakteren nicht im Sinne der streeruwitz'schen Denktradition ist, wurde einleitend dargelegt.

¹⁵¹ Vgl. Franz Stanzel: Theorie des Erzählens. Achte erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 111.

¹⁵² Pfister: Das Drama, S. 221.

¹⁵³ Vgl. Marlene Streeruwitz: Ware Mensch. In: Hubert Christian Ehalt (Hg.): Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik, Bd. 6, 2013, S. 20 ff. (Verlag Bibliothek der Provinz edition Seidengasse).

3.3 Der Personenbegriff in “Tage im Mai”

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird – wie bereits einleitend angeführt – von der These ausgegangen, dass die drei streeruwitz’schen Protagonistinnen, aufgrund der sich stets in einer Wechselbeziehung befindenden Kombination aus gesellschaftlichen Vorstellungen, politischen Imperativen sowie der eigenen Familienbiografie, aufgefordert werden, unterschiedliche Rollen beziehungsweise *Positionen* – die Begriffe werden ab hier synonym verwendet – einzunehmen. Bis zu dieser Stelle der Arbeit wurde der Begriff *Position* in erster Linie mit Blick auf die einleitend beschriebene Funktion eines narrativen Filters eingesetzt. Im Folgenden werden nun die Auswirkungen der *Positionen* auf die Lebensrealitäten und innerfamiliären Strukturen der Protagonistinnen untersucht. Es soll darum gehen, anhand ausgewählter Beispiele zu exemplifizieren, wieso ein synonymes Verständnis der Bezeichnung *Person* und den *Positionen* der Protagonistinnen, als Frau, Mutter und Familienmitglied, nicht ohne weiteres möglich ist. Zwischen der Summe der *Positionen* und der *Person* besteht, so die Annahme, eine semantische Abweichung. Anschließend sollen Zusammenhänge zwischen den Zuschreibungen der Protagonistinnen und ihrer *Person* herausgearbeitet werden, um schließlich eine mögliche Auslegung des streeruwitz’schen Personenbegriffs innerhalb von *Tage im Mai* definieren zu können.

Im Sinne eines besseren Leseverständnisses werden die *Positionen* innerhalb des vorliegenden Kapitels auf zwei Dimensionen heruntergebrochen. Es wird daher von geschlechtlichen (*Frau*) sowie familiären (*Mutter* und *Familienmitglied*) „Zuschreibungen“ gesprochen. Die Zuschreibungen sind wiederum als Summe aller gesellschaftlicher Denunzierungen und Vorstellungen zu begreifen, die von der jeweiligen *Position* umfasst werden. Im Unterschied zu dieser¹⁵⁴ kommen sie von außen und stehen in keinem Verhältnis zur *Person*.

Wird der Begriff *Gehalt* eingesetzt, dann ist damit das gesamte semantische Spektrum aller Inhalte angesprochen, die unter einem Ausdruck als semiotischer Gegenstand, so wie er im Roman Verwendung findet, subsummiert werden können. Der *Gehalt* des Personenbegriffs spricht also die Summe der Signifikate an, die innerhalb von *Tage im Mai* im Begriff *Person* integriert sind, beziehungsweise alle Anteile der *Person*. Die Kursiv-Führung der Begriffe *Person*, *Position* und *Gehalt* innerhalb des vorliegenden Kapitels dient einer Veranschaulichung dessen, dass diese nicht willkürlich eingesetzt werden, sondern ausschließlich in ihrer beschriebenen Bedeutung begriffen werden sollen.

¹⁵⁴ Sprich, zur *Position*.

3.3.1 Das semantische Verhältnis von *Person* und *Position*

Die stark voneinander abweichenden Häufigkeiten in ihren jeweiligen Anwendungen kann bereits als Hinweis dafür interpretiert werden, dass die Begriffe Frau und *Person* innerhalb des Romanes nicht als sinngleiche Bezeichnungen beziehungsweise unterschiedliche Möglichkeiten, um auf eine Figur zu referieren, auftreten. Den Begriff *Person* finden die *Lesenden* in ungleich höherer Frequenz vor (TiM, S. 7, 63, 70, 81, 90, 116) als Bezugnahmen auf Subjekte qua Verweis auf das Geschlecht: „Der Kellner. Ein älterer **Mann**.“ (TiM, S. 323) Dass die geschlechtliche Identität einer Figur geringstenfalls nicht alle Aspekte der *Person* umfasst, oder zwischen den beiden Begriffen womöglich gar keine Deckungsgleichheit besteht, zeigt nicht nur die Streeruwitz-Genealogie, sondern eine Vielzahl anderer weiblicher Hauptakteurinnen. Beispielsweise wenn sich eine Protagonistin Elfriede Jelineks nicht als Frau, sondern als *Person* bloßstellt:

Bald geht es ihnen aber wieder gut. Da er weit fort ist, wird die **Frau** rasch rücksichtslos. Sie stellt sich [...] als **Person** bloß. Sie blamiert sich und andere. Sie ist müde und wird anstrengend. Wird zu einem öffentlichen Ärgernis mit ihrem ewig gleichen Lebenskäse, so mürb wie ein gebrauchtes Papiertaschentuch. Sie denkt, welche andere **Frau** (Eine Touristin?) gerade jetzt ihren Erich Holzarbeiter, für den sie brennt, durch das Gebüsch leuchten sehen könnte. Es ist entsetzlich.“¹⁵⁵

Innerhalb von *Tage im Mai* offenbart Veronica ihrer Mutter: „Ich weiß nicht einmal, ob ich eine **Frau** sein möchte.“ (TiM, S. 169) Nun wäre die Protagonistin allerdings auch ohne die geschlechtliche Markierung Frau, beziehungsweise auch bei bewusster Distanzierung zu ihrem Geschlecht, nach wie vor eine im Roman auftretende Identität. Ebenso wäre dieser Fall zutreffend, würde das Geschlecht der Figur Veronica Soardi den *Lesenden* von Beginn an nicht zugänglich gemacht werden. Würde die geschlechtliche *Position* und alle mit ihr einhergehende Zuschreibungen also vom gesamten *Gehalt* der Figur abgezogen, so bliebe dennoch ein denkendes Subjekt. Ungleich schwieriger wären wohl Realisierung und Explikation eines Ausgangspunktes, der suggeriert, dass die Protagonistin zwar ausdrücklich eine Frau, jedoch ausdrücklich keine *Person* ist. Demnach wäre es einfacher den *Gehalt* des Begriffes Frau aus dem *Gehalt* des Begriffes *Person* zu extrahieren als umgekehrt.

Veronica bekräftigt ihre Aussage, als diese von ihrer Mutter aufgefordert wird, sich präziser zu erklären. Sie erwidert Konstanze: „Ich fühle mich nicht so als **Frau** ... So wirklich.“ (TiM, S. 169) und fügt hinzu: „Ich bin aber **auch** intelligent.“ (TiM, S. 169)

Dafür, dass die Protagonistin eine Ansicht vertritt, nach der sich die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht und ein hohes Maß an Intelligenz notwendigerweise ausschließen,

¹⁵⁵ Elfriede Jelinek: Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr. Dritte Aufl. Hamburg: Rohwolt 2004, S. 104.

finden die *Lesenden* innerhalb des Romans keine Anhaltspunkte vor. Viel eher referiert der Partikel „auch“ (TiM, S. 169) auf die Tatsache, dass die Intelligenz einer Frau qua geschlechtlicher Zuschreibungen zu einem sekundären Aspekt wird. Die *Position* Frau beherbergt viel eher assoziative Begleitvorstellungen mit einem ästhetisch ansprechenden Erscheinungsbild: „Hübsch. Hübsch?“ (TiM, S. 168) Veronica fühlt sich deswegen nicht (nur) als Frau, weil sie ihre Identität nicht als Summe ihrer geschlechtlichen Zuschreibungen *begreift*. *Beispielsweise ist sie nach eigener Angabe eben „auch intelligent“* (TiM, S. 169). Veronica möchte sich also über die Bezeichnung *Frau* hinwegemanzipieren. Die Quelle der erlebten Ambivalenzen ist jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht eine fehlende Identifikation mit dem biologischen Geschlecht in einem anatomischen Sinne, sondern der Zustand des reinen Zurückgeworfen-Seins auf dieses. Eine ähnliche Problematik mit dem Personenbegriff scheint für die jüngste Protagonistin nicht zu bestehen. Denn als diese von ihrer Mutter gesagt bekommt, dass sie „eine sehr hübsche Person“ (TiM, S. 168) wäre, echauffiert sie sich nicht über die Bezeichnung *Person*, sondern über das zugeschriebene Attribut „hübsch“ (TiM, S. 168), welches im nächsten Absatz sofort mit ihren geschlechtlichen Zuschreibungen in Verbindung gebracht wird. (TiM, S. 168 f.)

Dass die *Mutter* und alle weiteren familiären *Positionen* ebenfalls nicht das vollständige Spektrum des Personen-Begriffes ausfüllen, verdeutlicht Christl den *Lesenden* durch ihre Selbstreferenzialität als „unsichtbare[n] Person“. (TiM, S. 344) Obwohl diese unmittelbar davor und danach ausschließlich von erlebten Begebenheiten innerhalb familiärer Kontexte spricht: „Dabei war es nicht schlimm. Aber das kann ich der Nizzi nicht sagen.“ (TiM, S. 343), „Aber hätte ich der Konstanze. Hätte ich sie dahin bringen müssen. Bevor der gestorben ist.“ (TiM, S. 344), beschränkt sie die Erfahrung des Nicht-Gesehen-Werdens dennoch nicht auf ihre Rolle als Mutter oder Großmutter, sondern auf ihren Status als *Person*. Rein im Sinne der Stringenz wäre es wohl naheliegender, würde die Protagonistin von sich selbst als „unsichtbare **Mutter** mit dem unsichtbaren Kind“ und nicht – wie es eben der Fall ist – als „unsichtbare **Person** mit dem unsichtbaren Kind“ (TiM, S. 344) sprechen.

Bei Zerlegung der familiären *Positionen* (sprich, die *Positionen* Mutter und Familienmitglied) bleibt also ein abstrakter, im Roman nicht dezidiert beschriebener *Gehalt* über, der nach Wahrnehmung der Protagonistin von ihrer Außenwelt nicht anerkannt wird: „Ich habe alles gemacht, und niemand bemerkt es.“ (TiM, S. 344)

Eine mögliche Bedeutung des streeruwitz'schen Personenbegriffes innerhalb von *Tage im Mai* könnte sich aus der Differenz zwischen dem gesamten Spektrum des Begriffes und dem

Konglomerat der *Positionen*, sowie deren inhärente Zuschreibungen ergeben. Werden alle geschlechtlichen und familiären Zuschreibungen vom *Gehalt* des Ausdrucks abgezogen, so wäre der verbleibende semantische Bestand die *Person*. Im Umkehrschluss würde dies bedeuten, dass jede der Figuren in ihrem Sein über die ihr zugewiesenen Rollen hinaus geht. Die Souveränität der *Person* wird jedoch durch das Zurückgeworfen- Sein auf die Zuschreibungen eingeschränkt.

Eine solche Begriffsauslegung erinnert an das Konzept der *Subjektwerdung* innerhalb der foucault'schen Denktradition. In seiner einfachsten Form meint dieses eine Praxis, bei der das Subjekt durch gesellschaftliche Machttechniken und Unterwerfungsmechanismen konstituiert wird.¹⁵⁶ Jene Subjektposition bildet sich aus *Diskursen* heraus, womit wiederum das innerhalb von Gesellschaften zirkulierende Konglomerat an Konzepten, Anschauungen, Behauptungen sowie Begriffen gemeint ist, von dem, die sich in jener Gesellschaft etablierenden Sprach- und Denkprozesse¹⁵⁷, (mit-)bestimmt werden. Foucault fasst den Diskurs als „eine Reihe von Elementen, die innerhalb eines allgemeinen Macht-Mechanismus operieren“¹⁵⁸ zusammen.

Bei einer Rückübertragung der foucault'schen Theorie auf die streeruwitz'schen Protagonistinnen wäre *Person* eine Bezeichnung für diejenige Identität, die nach Dekonstruktion des Subjektivierungsprozesses wieder zum Vorschein tritt, beziehungsweise vor diesem vorhanden war. Die drei *Personen* Christl, Konstanze und Veronica wären dementsprechend die überdauernden Identitäten, die nach Auflösung aller geschlechtlicher und familiärer Zuschreibungen sichtbar gemacht werden könnten. Dass die Handlungsoptionen der *Person* durch den Subjektivierungsprozess¹⁵⁹ eingeschränkt werden, trägt wiederum maßgeblich zu den erlebten Dissonanzen und Defiziten der Protagonistinnen bei. Auf die Frage danach, wie das Subjekt sich in einem praktischen Sinne aus seiner durch Diskurse formierten Position¹⁶⁰ emanzipieren kann, gibt Judith Butler Antwort, wenn sie schreibt:

Das Subjekt wird von den Regeln, durch die es erzeugt wird, nicht *determiniert*, weil die Bezeichnung kein *fundierter Akt*, sondern eher ein *regulierter Wiederholungsprozeß* [sic!] ist, ... der seine Regeln

¹⁵⁶ Vgl. Michael Ruoff: Foucault-Lexikon. 3., aktual u. erw. Aufl. Paderborn: Wilhelm Fink 2013, S. 205.

¹⁵⁷ Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass es sich auch hier wieder um den Diskurs-Begriff in seiner primitivsten Form handelt. Grundsätzlich liegen auch hier vielfältige Verwendungsweisen vor, die je nach theoretischem Komplex unterschiedlich beansprucht werden. So unterscheidet er sich beispielsweise innerhalb von struktureller, sprachpragmatischer sowie postmoderner Ansätze.

¹⁵⁸ Rouff: Foucault-Lexikon, S. 107.

¹⁵⁹ Dieser stellt sich im Roman vor allem durch gesellschaftliche Imperative ein, wodurch sich wiederum die Zuschreibungen entwickeln.

¹⁶⁰ Der Begriff wird hier nicht kursiv geführt, da nicht im Kontext des Romans eingesetzt wird.

aufzwingt ... daher ist die 'Handlungsmöglichkeit' in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren.¹⁶¹

Die Philosophin spricht damit die Möglichkeit des Subjektes an, sich diesem durch eine Inanspruchnahme jener Handlungsmöglichkeiten, die außerhalb des eingeschränkten Spektrums liegen, zu widersetzen. Eine Unterbrechung des Subjektivierungsprozesses wäre demnach denkbar, würden dieselben Handlungen nicht iterativ bedient-, sondern verweigert und/oder erweitert werden. Die drei Protagonistinnen als *Personen* unabhängig ihrer Zuschreibungen könnten sichtbar gemacht werden, würden sie Handlungsoptionen in Anspruch nehmen, die außerhalb der geschlechtlichen oder familiären Dispositive liegen.

Ein solches Begriffsverständnis könnte wiederum in zwei disparate Zugänge aufgespalten werden. Erstens könnte ein Personenbegriff postuliert werden, nach dem die *Person* abgesehen von den eingenommenen Rollen noch eine zusätzliche Dimension umfasst. Sie wäre demnach das Konglomerat der eingenommenen Rollen und ein weiterer Bestand des Gesamtspektrums des Begriffes. Zweitens, ein Verständnis nach dem die *Person* der verbleibende *Gehalt* nach Dekonstruktion der Rollen wäre. Beiden Möglichkeiten liegt die Prämisse zugrunde, dass die *Person* einen Hintersinn beziehungsweise einen zusätzlichen Aspekt beherbergt.

Jedoch könnte auch der Ausgangspunkt von der Antithese zu einer ähnlichen Conclusio führen. Nach dieser wäre die *Person* nicht mehr, sondern weniger als das Konglomerat der Zuschreibungen und somit ein leerer Begriff. Sie ist weder die Summe der Rollen, erweitert durch zusätzlichen *Gehalt*, noch ist sie etwas sich hinter den Rollen verbergendes. Der Begriff *Person* wäre demnach durch einen anderen beliebigen Signifikanten ersetzbar. Die Implikationen für die *Lesenden* weichen dennoch nur in geringem Maße von der ersten Möglichkeit ab. Denn wenn davon ausgegangen wird, dass der streeruwitz'sche Personenbegriff in *Tage im Mai* gar keinen *Gehalt* hat, dann beherbergt dieser weder die Rollen der Figuren noch anderwärtige Zuschreibungen. Weder Geschlecht noch familiärer Status können in ihm enthalten sein. Er ist dementsprechend per definitionem als Abgrenzung zu jeglichen Zuschreibungen zu lesen. Die wesentliche Idee besteht demnach nicht darin, dass der Begriff der *Person* keine Schnittmenge an *Gehalt* mit den Zuschreibungen aufweist, sondern, dass die Zuschreibungen nichts von der *Person* enthalten.

Die Konsequenz, nach der die Dimension der *Person* sowie die Dimension der Summe an geschlechtlichen und familiären Zuschreibungen inhaltlich nicht das gleiche meinen, und das

¹⁶¹ Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 213.

die Gesamtheit der Zuschreibungen nicht den gesamten *Gehalt* der Figur ergibt, bliebe jedoch dieselbe.

Trotz ihrer Folgerichtigkeit auf einer hypothetischen Ebene weisen alle bisher angeführten Überlegungen bei einer direkten Übertragung auf *Tage im Mai* einen nicht zu ignorierenden Mangel auf. Denn die Protagonistinnen treten im Roman letztlich als Frauen und Mütter auf. Somit können ihr Geschlecht und ihr familiärer Status – sowie alle mit diesen einhergehenden Aspekten – zwar zum Zweck der Verfolgung eines Gedankenganges temporär ausgeblendet werden, sind jedoch zweifellos als ein Teil ihrer Identität zu begreifen. Daher soll eine weitere – leicht von den soeben besprochenen Möglichkeiten abweichende – Alternative des streeruwitz'schen Personenbegriffs diskutiert werden. Nach dieser konstituiert sich das Deutungsspektrum der *Person* zwar ebenfalls nicht aus der Summe der *Positionen*, lässt aber im Unterschied zu den bereits angeführten Möglichkeiten nicht die Option offen, *Person* und *Position* unabhängig voneinander zu postulieren.¹⁶² Die *Person* könnte von den *Lesenden* als eine Bezeichnung gedacht werden, dessen *Gehalt* verschiedene Anteile umfasst, die sich ihrerseits wiederum in die *Gehalte* der verschiedenen *Positionen* aufteilen können. Die *Positionen* beherbergen wiederum genauso wenig ausschließlich alle Anteile der *Person*, wie das Bedeutungsspektrum des Personenbegriffes sich ausschließlich aus den *Positionen* zusammensetzt. Dennoch stehen sie in einem Verhältnis zueinander und können nicht einfach voneinander abgezogen werden. So könnten beispielsweise nicht, wie innerhalb der ersten angeführten Möglichkeit, alle *Positionen* vom *Gehalt* des Personenbegriffes abstrahiert werden, um folglich in Form eines Restbestandes an *Gehalt* eine Art 'wahre Person' zu erhalten.

Vorausgibt sich die *Person* jedoch in einer *Position*, sprich, werden alle Anteile der *Person* auf eine *Position* übertragen, so verschwinden sowohl die Anteile der *Person* innerhalb der restlichen *Positionen* als auch der *Gehalt* des Personenbegriffes außerhalb der *Positionen*.¹⁶³ Es bleibt von der *Person* also nichts mehr außer ihre Anteile innerhalb der *Position*.

Unter dieser Perspektive eröffnet sich eine weitere Leseweise des anfangs angeführten Beispiels, in dem sich Veronica Soardi nicht (nur) als Frau verstehen möchte (TiM, S. 169): Denn die 20-Jährige möchte nicht, dass sich alle Anteile ihrer *Person* innerhalb der *Position*

¹⁶² Wie dies beispielsweise innerhalb des Gedankenspiels getan wurde, in dem die *Lesenden* davon ausgehen sollten, dass Veronica Soardis Geschlecht im Roman nicht zugänglich gemacht wird.

¹⁶³ Dieser ist hier allerdings nur als ein Anteil der *Person* und eben nicht als das gesamte Deutungsspektrum zu verstehen. Dies markiert den Unterschied zu den anderen möglichen Definitionen des streeruwitz'schen Personenbegriffes. Die Alternative den einen Begriff vom anderen abzuziehen, besteht hier nicht.

Frau erschöpfen, was wiederum nicht bedeutet, dass sich die Protagonistin überhaupt nicht in der Frauen-*Position* begreift.

4. Handlungs(un-)Möglichkeiten der Person und die Stimme des Dialogs

Im vorangegangenen Kapitel wurde die Bedeutung der Bezeichnung *Person*, in ihrer Anwendung innerhalb von *Tage im Mai*, untersucht. Es wurde ein Begriffsverständnis nahegelegt, nach dem die *Person* auf semantischer Ebene zum Konglomerat eingetragener *Positionen* abzugrenzen ist, jedoch nicht unabhängig von diesem gedacht werden kann. Dem vorliegenden Kapitel liegt die bereits formulierte Annahme zugrunde, dass sich die geschlechtliche sowie familiäre Zuschreibungen einschränkend auf die Handlungssouveränität der Streeruwitz-Genealogie auswirken. Im Folgenden sollen nun im ersten Schritt ausgewählte Textstellen untersucht werden, die Hinweise auf Einschränkungen der Handlungsmöglichkeiten qua Konjekturen geben.

Bereits in der Einleitung wurde erwähnt, dass Marlene Streeruwitz ihr Werk als einen *roman dialogué* bezeichnet. Eine Gattungsverortung, die sich bei undifferenzierter Betrachtung legitimerweise in Frage stellen ließe. Denn zu den sieben disparaten Teilen, aus denen sich der Roman zusammensetzt, leisten die beiden Mutter-Tochter-Dialoge einen verhältnismäßig kleinen Beitrag. Wird jedoch von der Annahme ausgegangen, dass die Gattung Dialog nicht ausschließlich als synchrone Konversation zweier Individuen realisierbar ist, wird es *den Lesenden* möglich, innerhalb der Streeruwitz-Genealogie eine Anzahl weiterer Dialoge vorzufinden. Der Zugang zu diesen soll im zweiten Schritt hergestellt werden.

Schließlich besteht das Ziel des vorliegenden Kapitels darin, aufzuzeigen, inwiefern eben diese Gattung den Protagonistinnen des Romans über die Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten hinweghelfen kann. Der Dialog, so die zugrundeliegende These, unterstützt die Frauen bei der temporären Befreiung aus ihren Zuschreibungen und der Ausschöpfung weiterer Handlungsspielräume. Ist im Folgenden von *zur Verfügung stehenden Handlungsmöglichkeiten* die Rede, dann ist hiermit die Summe aller positiven sowie negativen Freiheiten¹⁶⁴ einer Protagonistin gemeint. *Einschränkungen innerhalb der Handlungsmöglichkeiten* referieren folglich auf Begrenzungen derselben. Die einschränkende Wirkung patriarchaler Machtstrukturen auf die verschiedenen Lebensbereiche der Streeruwitz-Genealogie wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit bereits mehrfach behandelt: „Dinosaurier des Patriarchats“ (TiM, S. 298), „Sie standen für die Großmannssucht der

¹⁶⁴ Martin Heidegger: Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, Hg v. Hildegard Feick. Zweite überarb. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer 1995, S. 106.

Regierenden ein.“ (TiM, S. 308), „Sie wurde gezappelt und krank gemacht.“ (TiM, S. 309), „Sie hätte alle diese Männer. Und es waren Männer. Wer immer diesen Krieg wollte, der war altmodisch ein Mann. An die Wand stellen. Und dann den Projektor abdrehen. Sie dastehen lassen.“ (TiM, S. 310), „Da waren immer die Männer das Problem.“ (TiM, S. 221), „Die ganze Wahrheit. Die sei. Dass sich immer irgend so ein Kerl als Führer aufspielen müsse“ (TiM, S. 236 f.), „Die Gottesherrschaft war die Herrschaft über die Frauen.“ (TiM, S. 251).

Es wird daher im Folgenden vorausgesetzt, dass allen familiären sowie geschlechtlichen Zuschreibungen automatisch eine politische Ebene inhärent ist. Da eben diese Zuschreibungen – sowie die mit ihnen einhergehenden Einschränkungen der Handlungsspielräume – nicht zuletzt aufgrund ihrer generationellen Zugehörigkeiten für alle Protagonistinnen unterschiedliche Implikationen beherbergen, wird formal an die Struktur des zweiten Kapitels angeschlossen, nach der im Sinne einer chronologischen Ordnung absteigenden Alters der Zugang zu je einer Frau hergestellt wird.

4.1 Christls Stimme

Erfahrene Einschränkung der eigenen Handlungsmöglichkeiten finden die *Lesenden* innerhalb Christls erlebter Rede bereits innerhalb des ersten Absatzes vor. Denn als Großmutter und Mutter, i.e. innerhalb ihrer familiären *Positionen*, erkennt sie für sich keinen befriedigenden Ansatz, für die Offenlegung verschiedener familiärer Wahrheiten gegenüber Tochter und Enkelin. (TiM, S. 343 f.) Veronica kann sie nicht mit ihren medizinischen Kenntnissen konfrontieren, da sie befürchtet, ansonsten als Großmutter mit Vorwürfen der Eifersucht belastet zu werden. (TiM, S. 343) Als Mutter fühlt sie sich von ihrer Tochter gehasst (TiM, S. 345), und artikuliert ebenfalls eine eindeutige Beschränkung der wahrgenommenen Handlungssouveränität. Es sind in erster Instanz die Sprachhandlungen, die innerhalb des Verhältnisses zu Konstanze einer Verkürzung unterliegen: „Kein freundliches Gespräch. Mit der Konstanze. Darüber reden?“ (TiM, S. 345) Christl erkennt keinen gangbaren Weg ihrer Tochter mitzuteilen, dass sie nicht nur Mutter und Großmutter, sondern darüber hinaus ein durch einen Gewaltakt entstandenes Kind mit osteuropäischen Wurzeln ist, und vermutlich auch selbst Opfer einer Vergewaltigung wurde. (TiM, S. 344 f.) Ihre anhand familiärer Zuschreibungen geformte *Wirklichkeit* eröffnet der ältesten Protagonistin keinen Zugang zu einer harmonischen Gesprächskultur. Die Möglichkeit mit Konstanze und Veronica in einen gesitteten Austausch bezüglich der wahren Ursache Nonnas Todes oder der Identität des Vaters

ihrer Tochter zu treten, sieht Christl bedingt durch die Rollen als unbeliebtere Großmutter: „An mich wird sie nie so denken.“ (TiM, S. 343) sowie verhasste Mutter: „Aber ihre Mutter. Die kann zu ihrer Mutter nicht zurück.“ (TiM, S. 345), hier zu begreifen als Teilmenge der eingenommenen familiären *Positionen*, als nicht gegeben an.

Das Gefühl politischer Unterdrückung wird von der ältesten Protagonistin unausgesetzt geäußert: „Das wir uns so herumwerfen lassen müssen. Vom Lauf der Welt gelaufen werden. Wie die mit uns umgehen.“ (TiM, S. 350), „Nichts wissen kann. Darf. Blind gemacht.“ (TiM, S. 347) Da durch ihren Rekurs auf verschiedene männliche Machthaber eindeutige Zusammenhänge zwischen dem Mangel an Handlungssouveränität und patriarchalen Gesellschaftsstrukturen (TiM, S. 346) hergestellt werden können, lässt sich eine Verbindung zu ihren geschlechtlichen Zuschreibungen ableiten. In der *Position* Frau erlebt sie sich in einem klaren Abhängigkeitsverhältnis zu diesen „Deppen“, „Bundeskanzler“, „Zelenzkys“ oder „Oligarchen“ (TiM, S. 346 f.)

Innerhalb Christls Sprechanteil ist es, nicht zuletzt aufgrund seiner geringen Länge, für die *Lesenden*, schwierig, verschiedene Formen des Dialogs zu dechiffrieren. Zusammenhänge zwischen einem potenziellen Zugang zu ihrer Stimme als *Person* und der Gattung werden jedoch ohnehin von ihr selbst hergestellt. Die älteste Protagonistin hält dementsprechend fest: „Das ist alles so ein Durcheinander. Da hat kämpfen gar keinen Sinn. Das macht alles immer noch mehr durcheinander. Es müsste geredet werden. Briefe geschrieben. Informationen ausgetauscht.“ (TiM, S. 350)

4.2 Konstanzes Stimme

Die erfahrenen Einschränkungen der ihr zur Verfügung stehenden Handlungsmöglichkeiten werden innerhalb Konstanzes erlebter Rede durchgängig manifest. Formuliert werden diese teilweise eher unspezifisch – das ist meistens der Fall, wenn sie als integrierter Bestandteil eines anderen Gedankenganges auftreten–: „Es war kleinlich. Aber ihre Welt war klein. Klein gemacht.“ (TiM, S. 84), „Sie alle mussten das leben.“ (TiM, S. 116), „Ja. Aber siehst du nicht, wie das alles das Leben bestimmt.“ (TiM, S. 166), „da war das die totale Überwältigung“ (TiM, S. 285), „Gezwungen zu sein. [...]“ (TiM, S. 286), „Aber sie war ausgeliefert. Ohne ihr Zutun“ (TiM, S. 9), „Und welche Person in Österreich war nicht entwertet.“ (TiM, S. 291), „Sie war geschicksalt worden.“ (TiM, S. 301), oder beziehen sich auf solche Einschränkungen, deren Ursprung konkret herleitbar ist. Ohnehin werden alle Lebensbereiche der Protagonistin durch

alle Einschränkungen, unabhängig von deren Ursache, tangiert. Die Folgen sind das Erleben eines massiven Mangels persönlicher Freiheiten: „Eingesperrt, dachte sie. Eingeschlossen.“ (TiM, S. 303), „Alles, was ihr wichtig gewesen war. Ihre Freiheiten. [...]. Ihr Unabhängig- von allen- Sein. Ihr Bestehen- auf- Unabhängigkeit, [...]. Ihr Das-Kind-in-Freiheit-Großziehen. Das alles war nun falsch.“ (TiM, S. 314), „Entblößten. Das war Entblößung. [...]. Sie wurde nackt gemacht“ (TiM, S. 304), „Unters Joch, dachte sie. Sie wurde unters Joch gebeugt.“ (TiM, S. 304) sowie die Reduktion auf Rollen: „Sie hatte sich zur Klientin von Dr. Ramani gemacht.“ (TiM, S. 276), „Sie war auf ein Baby reduziert worden.“ (TiM, S. 39) und der mit ihr einhergehende Verlust der Auffassung ihrer selbst als unabhängige *Person*: „War sie [...] ihrer Selbstmächtigkeit verloren gegangen?“ (TiM, S. 275), „[...] Die Erinnerung daran, dass sie eine Person war.“ (TiM, S. 312), „[...] Sie sah die beiden Personen verschwinden. Hinterlassenschaften. Das würden die Fliegen sein.“ (TiM, S. 293)

Bei einer Untersuchung besagter konkreter Ursprünge für die Einschränkung der Handlungssouveränität lässt sich eine grobe Klassifizierung in verschiedene distinkte Kategorien herstellen. Es wird erstens unmissverständlich die Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten durch die von der Bundesregierung gesetzten Maßnahmen zwecks Eindämmung der Corona-Pandemie ausgedrückt: „Sie hatte leben gewollt. Schon in der Pandemie. Es war klargeworden. Die Wünsche galten nichts. Galten nichts mehr“ (TiM, S. 8), „War das die Regel gerade? Musste man für die Polizei die Maske aufsetzen?“ (TiM, S. 61), „Das war in der Pandemie eingeschlossen und abgekapselt“ (TiM, S. 269), „Sie war durch Regierungsmaßnahmen vereinzelt worden.“ (TiM, S. 313), Sie sah sich in die langen Schlangen zurückgeschoben.“ (TiM, S. 300)

Die offensichtlichen Reglements wie die Einhaltung einer Maskenpflicht: „Sie musste die Maske wegschnauben. Sich Platz in der Maske machen.“ (TiM, S. 268), die Durchführung von Corona-Tests „[...] Den Tests. Mit der ganzen Pandemie. Das Kind in Salzburg.“ (TiM, S. 112) oder Verordnungen betreffend physische Abstände: „[...] Wenn eine nicht einmal die Hand halten darf.“ (TiM, S. 166) werden von Konstanze als grober Eingriff in ihr Spektrum persönlicher Freiheiten begriffen. Jedoch geht es der Protagonistin bei Gedanken dieser Art nicht um eine Infragestellung der Sinnhaftigkeit aller Maßnahmen a priori, so wird beispielsweise nicht der zugrundeliegende medizinische Zweck in Zweifel gezogen, sondern um die Einschränkung ihrer Entfaltungsmöglichkeiten als *Person*. Diese materialisieren sich beispielsweise qua Einteilung in konstruierte Rollen wie die der Geimpften oder der Ungeimpften (TiM, S. 25):

In einem Staat, in dem es bis vor kurzem nur um **Geimpfte und Ungeimpfte** gegangen war. Und nicht um **Bürgerinnen und Bürger**. Es war vorstellbar gemacht worden, dass Ungeimpfte nicht zur Wahl gehen durften. Einfach mit einem Betretungsverbot für Ungeimpfte das Wahlrecht ausgesetzt. Schleichendes Unrecht war das. Auch nur Infektionen. Aber keine Impfung gegen schleichendes Unrecht möglich. Was ihr ungesundes Essen? War das ihre Art, eine Ketterin zu sein? Konnte sie sich immer noch nicht einfinden? (TiM, S. 25 f.),

„Die Ungeimpften. Sie waren total isoliert. Durften aber arbeiten. Die Croissants. Das war Freiheit. Dumm war das. Kindisch. Aber es waren kindische Zeiten. Sie waren kindisch **gemacht worden**.“ (TiM, S. 274), „**Komisch gemacht worden**. Und sie hatte keine Kraft mehr. [...]. Sie hatte keine Haltung mehr. **Keine eigene**.“ (TiM, S. 49 f.)

Erneut können Zusammenhänge zwischen dem Erleben der Protagonistin und den Theorien der foucault'schen Denktradition sichtbar gemacht werden. Wenn Konstanze den *Lesenden* beispielsweise mitteilt: „Dass ihr Körper in einen Leib verwandelt wurde. Und ihr nicht mehr gehörte. Dass sie von denen, die es dahin gebracht hatten. Dass die sie ihres Körpers **enteignet** hatten. Ihr nur einen Leib überließen [...].“ (TiM, S. 9), lässt sich wenig umständlich eine assoziative Verbindung zum Konzept der *Bio-Macht* Michel Foucaults herstellen, unter welcher wiederum diverse Machtmechanismen und Regulative zwecks Disziplinierung der einzelnen Körper sowie der Bevölkerung subsummiert werden.¹⁶⁵:

Diese Bio-Macht war gewiß [sic!] ein unerlässliches [sic!] Element bei der Entwicklung des Kapitalismus, der ohne kontrollierte Einschaltung der Körper in Produktionsapparate und ohne Anpassung der Bevölkerungssphänomene an die ökonomischen Prozesse nicht möglich gewesen wäre. Aber er hat noch mehr verlangt: das Wachsen der Körper und der Bevölkerungen, ihre Stärkung wie auch ihre Nutzbarkeit und Gelehrigkeit; er brauchte Machtmethoden, die geeignet waren, die Kräfte, die Fähigkeiten, das Leben im ganzen zu steigern, ohne deren Unterwerfung zu erschweren [...] In dem [...] gewonnenen und forthin organisierten und ausgeweiteten Spielraum nehmen Macht- und Wissensverfahren die Prozesse des Lebens in ihre Hand, um sie zu kontrollieren und zu modifizieren.¹⁶⁶

Sowohl die streeruwitz'sche Protagonistin als auch der Philosoph sprechen Machtmechanismen an, die das Individuum qua Eingriff in den anatomischen Körper, disziplinieren: „Wenn sie nur an Seuchengesetzgebung dachte und dass der Gesundheitsminister über ihr Kind die Isolation verhängen konnte. Der ihr Kind zur Impfung zwingen durfte. Der ihnen das Demonstrieren verboten hatte. Der die Polizei einsetzte.“ (TiM, S. 114) Während Michel Foucault diese Praxis innerhalb seiner Theorie *Subjektivierung* tauft, ließe sie sich bei Konstanze mit der Bezeichnung *Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten als Person* ausdrücken: „[...] Hinrichtungen waren das gewesen. Dieses Kleinschnippeln der Person.“ (TiM, S. 83)

¹⁶⁵ Vgl. Wolfgang van den Dale: Biopolitik, Biomacht und soziologische Analyse. In: *Leviathan* 37 (2009), H. 1, S. 54 f.

¹⁶⁶ Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. 23., aktual. und erw. Aufl. Übers. v. Ulrich Rauff und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2020, S. 136 f.

Zusammenhänge mit dem Kapitalismus werden ebenfalls nicht nur von dem französischen Philosophen¹⁶⁷, sondern auch der alleinerziehenden Mutter postuliert. Neoliberale Wirtschaftsordnungen sowie marktwirtschaftliche Wettbewerbspolitik erlebt Konstanze als weitere Ursprungsquellen für die Beschränkungen ihres Handlungsspektrums: „Die Milliardäre auf den Kopf stellen und ihnen das Geld aus den Taschen schütteln.“ (TiM, S. 308), „Sie war müde. Müder. Sie war niedergedrückt und müde davon. Ihr Existenzkampf. Sie war freie Dienstnehmerin. Nach dem österreichischen Steuerrecht [...] Nachzahlungen. Das war der sadistische Staat.“ (TiM, S. 268), Sie musste so früh fliegen. Dieser Verlag zahlte nichts anderes. [...] Damit eine nicht in Luxus geraten sollte, dachte sie. (TiM, S. 261), „Kleinschnippeln war das. Das Burgtheater. Das war eine Institution. Sie eine Einzelne.“ (TiM, S. 83), „Folgte sie diesem Auftrag, klein und gehorsam nicht aufzufallen? In die Welt zu passen?“ (TiM, S. 83) Diesbezüglich werden immer wieder Gedanken an die autobiografische Vergangenheit ausgedrückt innerhalb derer: „[...] alles so gut ausgeschaut hatte. Alles bewältigbar. Alles machbar. Sie hatte sich stark gefühlt.“ (TiM, S. 37) Als junge Übersetzerin wollte die Protagonistin: „Die Versprechungen der Globalisierung umsetzen.“ (TiM, S. 37), welche ihr später in den Rücken fallen sollten: „Sie war auch darin betrogen worden.“ (TiM, S. 37) Durch die familiäre *Position* als alleinerziehende Mutter verbleibt ihr das Aufbegehren weder mittels passiven noch aktiven Widerstands als realistische Handlungsmöglichkeit:

Und hätte sie in der Redaktion bleiben sollen und nicht mit den anderen zurücktreten? In Zürich bleiben? Im unwürdigen Abstieg von einer freien Redaktion in ein PR-Team? Die Haltung wahren. Ohne Geld war das schwierig, wenn das eigene Kind unzufrieden war. Mit einer. (TiM, S. 24)

Obwohl Konstanze ihre professionellen Qualifikationen nach allen Kräften bedient, reichen diese nicht aus: „Das gefiel nun dem Redakteur nicht. Sie hatte es richtig gemacht, aber es gefiel nicht. [...]. Sie. Ihre Arbeit. Ihr Nachdenken. Ihre Erfahrung. Es gefiel nicht. Galt nicht.“ (TiM, S. 74 f.), wodurch ihre **persönlichen** Bedürfnisse erneut in Mitleidenschaft gezogen werden:

Sie brauchte das Geld. Konnte auf das Geld nicht verzichten. Es wurde als Fachübersetzung bezahlt. 1 Euro pro Zeile. Sie durfte nicht empfindlich sein. Sie konnte es hören. Das sind Auftraggeber. Die haben das Sagen. Ja. Die hatten das Sagen, aber **sie** hatte die Übersetzung. **Sie** wusste es. Wissen. Können. Das Sagen von denen setzte ihr Wissen außer Kraft. Setzte **sie** außer Kraft. Entwertete. (TiM, S. 75)

Das treffende Resümee lautet: „**So wie ich bin**, will ich geliebt werden. Dieser Satz. Der hatte sich immer schon mit dem Wirtschaftlichen gespießt. Mit dem Stand. Und das war nicht vorbei.“ (TiM, S. 24)

Die wirtschaftlichen Defizite der Protagonistin sind immer unter Berücksichtigung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen, die ihrerseits einen weiteren Ursprung der beschränkten

¹⁶⁷ Ebd., S. 137.

Handlungsmöglichkeiten markieren, zu begreifen. Dies bietet sich den *Lesenden* besonders exemplarisch innerhalb eines beinahe tragikomischen Szenarios dar, in dem die alleinerziehende Mutter zufällig auf eine ehemalige Liaison trifft. Durch seine letzte 10-Euro Note neben etlichen 100er-Scheinen ermöglicht der Unternehmer Micheal Siebenstern seiner verflochtenen Liebschaft: „Senf und Würstchen und Semmel“ (TiM, S. 39) - „zum Mitnehmen.“ (TiM, S.38). Dass dieses Ereignis nicht lediglich als glückliches Intermezzo zu begreifen ist, sondern sich darin metaphorisch das wirtschaftliche Gefälle der Geschlechter manifestiert, verrät Konstanze den *Lesenden* zu einem späteren Zeitpunkt des Romans:

Er hatte sein Portemonnaie mit Hunderten vollgestopft gehabt, Aber er machte Schulden bei ihr. Ließ sich 20 Euro geben. Hielt ihre 10 Euro im Wort. Rückversicherung war das. Und hatte er nicht damit sein Geld verdient? Als Banker? Aber nur ja kein Vertrauen haben müssen. Immer solide Werte. Nur keine Abhängigkeit in Gefühlen. Aber es machte sie sicher. Seine Unsicherheit machte sie sicher. Und nichts mehr möglich. Miteinander. Aber das hatte sie sich ohnehin nicht vorgestellt. (TiM, S. 94)

Nach dem Verzehr ihrer Frankfurter stellt sie sich darüber hinaus die Frage:

Hätte sie andere Erinnerungen, wenn sie nicht so kämpfen hätte müssen? Mit dieser Markierung des Sexuellen. Würde sie dann diesen Mann an der Hand nehmen und einen kleinen Tanz auf den zackig geränderten Sonnenflecken auf der Straße aufführen? In Feier der Erinnerung? (TiM, S. 37 f.)

und postuliert damit in bewusst überspitzter Art die Möglichkeit, eines erweiterten Handlungsspektrum außerhalb ihrer geschlechtlichen Zuschreibungen, beziehungsweise in ihren Worten: außerhalb der „Markierung des Sexuellen“ (TiM, S. 37).

Schließlich wird der vermeintlich gravierendste Einschnitt von den Folgen des Krieges markiert: „War nun überall Krieg?“ (TiM, S. 64), „Und jetzt. Künstlich dahingeführt. Sie war künstlich dahin geführt. Die Großmächte hatten beschlossen, dass ein friedliches Europa langweilig war. Dass Demokratie nicht ins Kraut schießen durfte.“ (TiM, S. 300), „Es wäre doch töricht anzunehmen, der Krieg wäre nicht dazu da, uns zu kujonieren.“ (TiM S. 175). Denn dieser mündet nicht nur in einem Verlust beinahe aller Gewissheiten, er lässt sich zudem metaphorisch für alle Kriegs- und Kampsituationen lesen, auf denen die erlebten Spannungen und Defizite der Protagonistin aufbauen: Der Krieg, mit der unaufgearbeiteten Vergangenheit (TiM, S. 343), der Krieg mit Krise und Krankheit (TiM, S. 25) sowie der Krieg der Geschlechter (TiM, S. 346). Alle Kriege schränken Konstanze in ihren Handlungsmöglichkeiten ein, und reduzieren diese auf ihre *Positionen*. Als Resultat erkennt sie sich selbst als „Verlorene“ (TiM, S. 49), wobei der Begriff im Folgenden legitimerweise auch mit *verlorene Person* übersetzt werden könnte:

Jeder. Jede. Sie hätten sie gezwungen, Maß zu nehmen. Sich zu verhalten. Abstand. Maske. Kriegsdiskussion War eine gegen den Krieg? War eine für den Krieg? Alle wussten alles. Wussten, ob sie ansteckend waren oder nicht. Wussten, warum es Krieg geben musste. Alle fuhren so sicher dahin und verschafften sich den Weg. Verloren. Sie war verloren. Sie war eine **Verlorene**. Sie wusste nichts. Sie setzte die Maske weiter auf. Sie war unsicher. Es war so unangenehm, keine Maske am Handgelenk zu

fühlen. Sie wusste nichts über diesen Krieg. Sie war nur sicher, dass sehr viele Leute an diesem Krieg sehr viel Geld verdienen würden und dass sie nicht zu diesen Leuten gehörte. (TiM, S. 49)

Die schiere Einnahme einer Gegenposition im Kampf stellt sich, genau wie dies für ihre Mutter der Fall ist, auch für die nächste Protagonistin der Streeruwitz-Genealogie nicht als befriedigender Lösungsansatz dar: „Kämpfen. Streiten. Dinge erstreiten. Sie wollte das nicht. Sie hatte das nicht lernen wollen.“ (TiM, S. 300) Auf die Frage danach welche Gattung stattdessen Abhilfe leisten soll, gibt sie den *Lesenden* in verschiedenen situativen Kontexten dieselbe ähnlich präzise formulierte Antwort: „Und reden.“ (TiM, S. 300), „Die über alles reden konnten.“ (TiM, S. 301), „Es müsste sehr viel Zeit gelassen werden. Sehr viel geredet. Die Erfahrungen ausgetauscht. [...] Wie alle Entscheidungen gemeinsam und besprochen. In einem einzigen großen Vertrauen. [...] Und wer würde sich die Zeit nehmen.“ (TiM, S. 124), „Sie hätte viel lieber geredet.“ (TiM, S. 125)

Alle zuvor beschriebenen Mechanismen, die innerhalb des vorliegenden Kapitels als *Ursprünge für eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten* benannt wurden, sind jedoch maßgebend dafür, dass die Führung eines Dialoges der Protagonistin stellenweise gar nicht mehr zugänglich wird: „Sie hatte gar keine Stimme mehr [...]“ (TiM, S. 307), „Man musste in Wien immer in Bewegung sein. Gehen. Nicht stehen und tratschen. Und eine Revolution planen. Womöglich. Eine Revolution? [...] Wie töricht das alles war. Wie dumm. Wie verkommen. Wie kaputt.“ (TiM, S. 117), „Man durfte bald nicht mehr miteinander auf der Straße stehen.“ (TiM, S. 116), „Sie hätte den Leuten am Zuckerregal sagen sollen, dass die Polizei sie verachte. Dass sie verachtet würden in ihrem Wunsch, Zucker kaufen zu wollen.“ (TiM, S. 63), „Das Wortlose. Das war das schwierige. Dass so eine Kritik per E-Mail kam.“ (TiM, S. 74), „Konstanze hätte sagen mögen, dass sie sich wehren mussten.“ (TiM, S. 291)

Der Zugang zur Gattung wird durch familiäre Zuschreibungen erschwert, da beispielsweise ein Austausch außerhalb der Mutter-Rolle nicht mehr realisierbar ist: „Wie war das passiert? Dass eine Frage von ihr unerwartet geworden war. Irgendwie war es eine Auslöschung. Es war, als würde die **Mutter an ihr weggeschrubbt werden müssen**.“ (TiM, S. 270) Geschlechtliche Zuschreibungen, weil das Aufbegehren einer weiblichen *Person* seit jeher als hysterisch und neurotisch diffamiert wird: „Ihr war die Stimme gekippt. Sie hätte ohnehin nicht weitersprechen können.“ (TiM, S. 11), „Und wie gleichgültig das geworden war. Diese Tapferkeit. Diese Verteidigung des freien Worts. Wie gleichgültig gemacht.“ (TiM, S. 26), „Sie solle sich nicht so aufführen.“ (TiM, S. 51), „Aber wie das mitteilen?“ (TiM, S. 61).

Konstanze kann sich im Verlauf der Handlung häufig nicht zur Betätigung der Gattung überwinden: „Sie wollte niemanden treffen. Es war plötzlich wichtig, von niemandem gesehen zu werden. Es wäre fatal gewesen. Sie fuhr hinauf. Fatal.“ (TiM, S. 70), „Sie war nicht stehen geblieben und hatte diese Person begrüßt. Oder nur angesehen. Wenigstens angelächelt. Sie hatte den Lift herbeigewünscht. Herbeigedacht.“ (TiM, S. 70), „Sie wünschte sich, hinuntergehen zu können und mit der ersten Person, die sie traf. Mit dieser Person ein Gespräch zu führen. Über ihre Leben. Nur austauschen. Aber in Verbindung treten.“ (TiM, S. 320) Die erlebten Hemmungen werden auf das bereits unbezwingbar gewordene Ausmaß an Einschränkungen zurückgeführt: „Warum dachte sie sich verfolgt? [...]. Warum ließ sie sich so jagen?“ (TiM, S. 70), woraus sich wiederum ein kaum zu durchbrechender Kreisschluss etabliert.

Dennoch scheint der Dialog als einzige Möglichkeit zu verbleiben, mittels derer sich die Annäherung an ihre Tochter zumindest partiell realisieren lässt. Zwar sind die begleitenden Umstände weit von ihren Idealvorstellungen entfernt (TiM, S. 125), doch gelingen der Alleinerzieherin in den Gesprächen vereinzelt die Einholung von Informationen über die Lebensrealität und emotionale Verfassung Veronicas, der Austausch über vergangene Begebenheiten oder die Artikulation der eigenen Gefühle. Beispielsweise erfährt Konstanze Nizzis Gedanken, zum Tod der italienischen Großmutter:

Weißt du. Ich habe ja die Oma Christl. Aber die Nonna ... Es war halt. Sie hat mich. Weißt du. Sie hat mich so akzeptiert, weil ich da war. Sie hat nie nachgedacht, ob das gut oder schlecht ist. Sie hat gesagt, ihr Sohn hat ein Kind, und das ist gut. Sie hat halt auch die Folgen abgefangen ... Ich meine ... Ich habe immer bei ihr gewohnt und nie beim Vater. Aber es war eh schöner bei ihr ... So gleich bei der Stadt ... Weißt du. (TiM, S. 166),

oder schafft es Thematiken aufzugreifen, die komplimentierend auf die Biografie ihrer Tochter wirken:

KONSTANZE. Das Magazin ist verkauft worden. Verkauft und gekauft. Wir sind alle. Insofern war es nicht so ein Unglück. Wir sind alle. Die ganze Redaktion ist verkauft worden. Aber es sind alle zurückgetreten. Ich auch. Und in Wien. Da war der Schulweg dann ja die paar Schritte zu den Piaristen. In Salzburg. Da hättest du den Bus nehmen müssen VERONICA. Ich kann mich an nichts erinnern. (TiM, S. 174)

Der Dialog – wenngleich er sich hier qua Telekommunikation realisiert – scheint auch die einzige im Roman auftretende Gattung zu sein, von der die Protagonistin veranlasst wird, einen Schritt auf ihre Mutter zuzugehen. (TiM, S. 332) Denn als sich diese in einer Notsituation die Frage stellt: „Wen konnte sie anrufen? Um Rat fragen.“ (TiM, S. 332), wendet sie sich an Christl, von der ihr in Folge tatsächlich geholfen wird.

Zusammenfassend bilden die Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten durch Reduktion auf familiäre sowie geschlechtliche Zuschreibungen die Ursprungsquelle ihrer erlebten

Ambivalenzen. Durch die immer wieder erfahrene Unfähigkeit, sich dem Dialog zu bemächtigen, spitzt sich der Leidensdruck der Protagonistin zusätzlich zu. Laufend wird Konstanze von ihrer Umwelt aufgefordert: „Dann rede nicht.“ (TiM, S. 369) Ein Diktum, dem sie sich stellenweise unterwirft: „Ich sag schon nichts.“ (TiM, S. 380), gegen das ihr jedoch auch manchmal ein Aufbegehren gelingt: „Aber ich muss doch solche Sachen sagen.“ (TiM, S. 370)

Selbst fasst sie den defizitären Zustand mit folgenden Worten als Worddokument auf ihrem Laptop zusammen:

Was soll ich mit meiner Empathie machen, wenn sie mich allen Ängsten in die Arme wirft. Wenn sie mir alle Ahnungen aller Schrecken zuraunt. Wenn ich fühlen kann, wie es sein wird. Wie die sein werden. Wie die Gewalt. Ich wollte, ich wäre eine schreckliche Person und könnte mich der Empathie entziehen und erst wieder eine gute Person und empathisch sein, wenn dem Krieg die Tür gewiesen. Aber wenn ich eine schreckliche Person wäre, wüsste ich nichts über den Schrecken, und wie fände ich zur guten Person zurück? (TiM, S. 319)

Zwar kann auch aus dieser Passage Konstanzes erlebter Rede kein offensichtlicher Lösungsansatz abgeleitet werden, doch erlaubt sie den Zugang zu einem anderen, für die zugrundeliegende Problematik signifikanten Aspekt. Denn die Protagonistin gibt sich hier durch das Betreten einer reflexiven Ebene als *Person* zu erkennen, indem sie sich die Eigenschaften „empathisch“ und „gut“ eben nicht als Frau, Mutter oder Familienmitglied, sondern als *Person* zuspricht. Dennoch lassen sich für die *Lesenden* weder den von ihr formulierten, hypothetischen Vorschlag einer Wesensänderung zur „schreckliche[n] Person“ (TiM, S. 319) noch das Aushalten der erlebten Belastungen und Einschränkungen als „gute Person“ (TiM, S. 319) als befriedigende Alternative begreifen.

4.3 Veronicas Stimme

„Verschlossen ... Verstehst du ... Weggesperrt ...“ (TiM, S. 165), „Eben auch weggesperrt. Es ist alles wie weggesperrt, und ich habe das Gefühl, ich bin eine Schlafwandlerin.“ (TiM, S. 167), „Sie wollte nicht. Sie wollte nicht bestimmt werden.“ (S. 227), „Vielleicht könnte sie nur noch unter Lockdown-Bedingungen leben.“ (TiM, S. 205), erzählt die jüngste Protagonistin der Streeruwitz-Genealogie den *Lesenden*. Die erfahrenen Einschränkungen innerhalb ihres Handlungsspektrums werden von Veronica regelmäßig durch ein Gefühl des Weggesperrt-beziehungsweise Verschlossen-Seins ausgedrückt. Dieses lässt sich hinwieder in eine Art *Eingeschlossen-in* und ein *Ausgeschlossen-aus* unterteilen.

Die 20-Jährige fühlt sich innerhalb des verbleibenden, stark beschränkten Entscheidungsspielraums eingeschlossen: „festgenagelt“ (TiM, S. 13), „Diese Lähmung.“

(TiM, S. 223), „Ich. Wir. Also ich bin schon gestorben.“ (TiM, S. 380). Die Reduktion auf ihre geschlechtlichen Zuschreibungen: „Und wie schön, hatte der Kaplan Chrobat gesagt.“ (TiM, S. 31), „[...] Und lieber eine junge Frau herumsitzen hatte.“ (TiM, S. 32), „Na endlich. Da bist du ja. Mein schönes Kind.“ (TiM, S. 53), „Du bist ein sehr schönes Mädchen geworden.“ (TiM, S. 96), „Es sei schön, so ein schönes Mädchen.“ (TiM, S. 25), „Sie war die Einzige, die pünktlich war. Ein braves Mädchen. So schaute das aus. Für die.“ (TiM, S. 232), „Eine Frau. Das würde sie doch interessieren. Sie sei doch sicher Feministin.“ (TiM, S. 191), „Was für ein braves Mädchen sie doch sei.“ (TiM, S. 205) verunmöglichen die Herstellung eines Zuganges zu ihrer Außenwelt als *Person*, und bedingen damit die Unmöglichkeit eines authentischen Auftretens: „»Kriechen«. Das war es, was notwendig war.“ (TiM, S. 253), „Und das brave Mädchen saß da. Und blieb brav. Wenn es doch wenigstens ein Laster gegeben hätte. Sich betrinken. Sich bekiffen. Sich volldröhnen. Irgendwohin entkommen. Aber es gab nichts.“ (TiM, S. 205), „Wie konnte sich der diesen Ton mit ihr erlauben.“ (TiM, S. 215 f.), „Sie war das Instrument [...]. Das Mittel.“ (TiM, S. 254), „Niemand würde ihr glauben.“ (TiM, S. 17), „Sie saß bewegungslos.“ (TiM, S. 17) Sie konstituieren folglich den metaphorischen Zustand des *Eingeschlossen-in-etwas-Sein*.

Die *Person* Veronica Soardi wird laufend auf geschlechtliche Zuschreibungen reduziert, und macht ihren diesbezüglichen Unmut für die *Lesenden* unmissverständlich erkennbar: „[...] Sie wollte nicht als blödes Püppchen vorgeschickt werden. Das war doch nur weil sie so groß war. Und im Catsuit gut aussah. Die hatten nur Models dabeihaben wollen.“ (TiM, S. 121), „Ich bin kein Mädchen“ (TiM, S. 96) Ausgeschlossen fühlt sich die jüngste Protagonistin dementsprechend aus dem Raum der Ermessens- und Entscheidungsfreiheit, unabhängig von eben diesen Zuschreibungen.

Wenn Veronica folgende Fragen an sich selbst richtet:

Und ohne den Lockdowns. Hätte sie den Jonas? Wäre sie mit dem Jonas? Hätte sie ihn bei sich einziehen lassen, wenn alles normal gewesen wäre? Wenn sie einander so normal gesehen hätten? Es war ja nur der Jonas übrig geblieben. Die eine Kontaktperson. Es war ja nur eine Person erlaubt gewesen. Sie waren zusammengezwungen worden. Und alle glücklich. Darüber. Damit sie abgelenkt wäre. Wegen der Nonna. (TiM, S. 226),

unterliegt diesen zumindest ansatzweise die implizite Annahme, dass sie vermeintlich andere Lebensentscheidungen getroffen hätte, würden diese von ihrer *Wirklichkeit* zugelassen. Sowohl das Eingeschlossen- als auch das Ausgeschlossen-Sein manifestieren sich in ihrer erlebten Rede auf unterschiedliche Arten.

Im Studentinnenheim begegnet sie permanent Einschränkungen ihres tatsächlichen Aktionsradius. Denn die 20-Jährige möchte innerhalb des Wohnortes weder private Gespräche

führen: »I really do not have the time. I am sorry.«, noch Gruppenaktivitäten beiwohnen: „Ich meine es gut mit dir. Wirklich. Ich glaube, du solltest dich auf so einen Abend einlassen. [...] Wenn du schon einmal in diesem Haus wohnst...“ (TiM, S. 193), „Die mussten vor dem Abendessen beten. Und immer gemeinsam.“ (TiM, S. 229), „Und gut. Sie musste hier weg. Es war ihr gleich klar gewesen. Beim ersten Morgengebet im Frühstücksraum. Sie hätte den Morgen mit Gott begrüßen sollen und war sitzen geblieben und hatte weiter Kaffee getrunken.“ (TiM, S. 194) oder sich zum katholischen Glauben bekennen: „Hier haben wir eine Ungläubige sagte Frau Berger.“ (TiM, S. 249), „Das wäre doch die Zukunft des gesamten Reichs Gottes zu leugnen. Das willst du sicher nicht mein Kind.“ (TiM, S. 249), „Sie war nicht einmal getauft. Das hatte den Mayerhoff ja so. Fasziniert? Das hatte dem gefallen. Eine Erwachsenentaufe, hatte er gleich gesagt. Die waren auf Mission.“ (TiM, S. 192).

Als Konsequenz der Angst vor zufälligen Zusammentreffen, erfährt die Protagonistin Einschränkungen in ihrer physischen Bewegungsfreiheit: „Sie hätte viel früher weggehen sollen.“ (TiM, S. 251), „Wie komme ich aus diesem Haus hinaus, ohne dass er mich sieht?“ (TiM, S. 79) und muss permanent nach Möglichkeiten suchen, Begegnungen mit Personal oder Mitbewohnerinnen zu vermeiden: „Sie ging schnell. Sie wollte den Chrobath nicht treffen. Sie lief fast.“ (TiM, S. 197)

Auch Privat- und Intimsphäre ihrer *Person* erfahren innerhalb des Wohnortes keinen Schutz: „Es gibt keine Schlüssell. Verstehst du. Ich kann das Zimmer in dem Heim nicht zusperren.“ (TiM, S. 367), „Es ist halt nicht sicher. Niemand ist sicher.“ (TiM, S. 368), „Sie hätte läuten müssen. Für das große Tor gab es keinen Schlüssel für die Bewohnerinnen. Heimkinder, sagte sie zu sich. Sie war ein Heimkind geworden. Mit diesem Zimmer im katholischen Mädchenheim.“ (TiM, S. 189), „Es kamen und gingen ja ohnehin alle, wie sie wollten.“ (TiM, S. 197), „[...] Überlegte. Wie zerfallen ihr das Mädchenheim jetzt vorkam.“ (TiM, S. 198) „[...] Es war sicher die gewesen, die in ihrem Zimmer gewesen war.“ (TiM, S. 200)

Dass Veronica ein nicht abschließbares Zimmer innerhalb eines katholischen Studentinnenheims mit (gelinde gesagt) eigentümlichen Kommunikationsstrukturen bewohnt, in dem sie weder Bewegungs- noch Entfaltungsfreiheit erfährt, so könnte argumentiert werden, lässt sich dennoch auf eine autonome Entscheidung ihrerseits zurückzuführen. Zwar werden den *Lesenden* tatsächlich zumindest hinsichtlich der Wahl des Wohnortes andere bestehende Handlungsoptionen suggeriert: „Sie sollte es sich überlegen. Mit dem Geld vom Vater und von ihr Sie könne in Ruhe ihre Entscheidungen treffen.“ (TiM, S. 233), doch ist ein effektiver

Mangel an Möglichkeiten auch nicht die ursprüngliche Wurzel ihrer wenig befriedigenden Auswahl.

Eine oberflächliche Betrachtung verleitet zur Annahme, dass sich Veronicas Leben ungleich komplikationsloser gestalten könnte, würde sie wieder mit ihrer Mutter zusammenwohnen und Unterstützung seitens der Familie annehmen. Wird ihr Entschluss zurückverfolgt, so kann jedoch legitimerweise konkludiert werden, dass sich die prekäre Situation auf einer anderen erfahrenen Einschränkung begründet.

Denn über eine akzeptable Wohnatmosphäre hinaus ist der 20-Jährigen Autodetermination als unverhandelbarer Wert ein Bedürfnis. Innerhalb des ohnehin erzwungenen Entscheidungskalküls wird die Wahl daher zugunsten der Wahrung ihrer finanziellen Unabhängigkeit getroffen: „Nein. Sie musste diesen Job hier behalten.“ (TiM, S. 31), „Aber sie war der Service, [...]. Angegrantelt [sic!] zu werden. Das gehörte dazu.“ (TiM, S. 33), „Du bist nur a Officeprostituierte [sic!].“ (TiM, S. 15), „Wenn er einen Kaffee haben wollte, dann wollte er einen bekommen. Er bekäme nie, was er brauchte. Es würde ihm ja genügen, wenn er wenigstens bekäme, was er bräuchte.“ (TiM, S. 58), „Sie konnte sich nicht erhalten. Wenn sie das Zimmer verlor. Wenn sie diesen Job verlor. Ein Heimkind ohne Taschengeld.“ (TiM, S. 203), „Und die nicht perfekten Dinge. Das war der Job hier. Oder das Zimmer. Aber sollte sie da nun alle einfach akzeptieren? Würde das etwas ändern?“ (TiM, S. 206 f.), „Aber was würde sein, wenn sie die Cloud nicht mehr bezahlen konnte.“ (TiM, S. 241)

Alle Herausforderungen, die sich in einem Spektrum von gerade noch tolerablen Mängeln bis hin zu groben Verhängnissen bewegen, werden von der 20-Jährigen daher im Sinne einer autonomen Lebensführung akzeptiert: „[...] Wollte aber nicht wieder bei ihrer Mutter einziehen.“, „[...] Zur Mami. Schlimmstenfalls musste sie zur Mami. Die wollte das sowieso. Nur. In der neuen Wohnung. Da war nicht Platz.“ (TiM, S. 31), „Sie wollte nicht, dass die Mami recht gehabt hatte.“ (TiM, S. 214)

Die autarke, widerstandsfähige Veronica arrangiert sich mit der kritischen Wohnsituation, um zumindest in jenen Bereichen Freiheit und Unabhängigkeit zu erfahren, in denen es ihr eine post-pandemische, von männlichen Politikern organisierte Gesellschaft erlaubt. (TiM, S. 211)

In Folge eröffnet sich ihr bis zu einem gewissen Grad die Möglichkeit, sich zumindest in finanzieller Hinsicht als *Person* unabhängig von ihrer Familie und etwaigen familiären Zuschreibungen begreifen.

Denn, dass die 20-Jährige beispielsweise nicht auf die ihr rechtlich zustehenden Alimente des Vaters insistiert: „Der wollte immer nur, dass sie auf ihre Alimente bestand. Aber sie wollte

nicht. Mein Recht. Mein Recht. Dachte sie.“ (TiM, S. 222), „Zum Vater. Da konnte sie nicht hin. [...] Da war sie die Verdächtige. Die waren schon nett. Aber da wurde immer über Geld geredet. [...] Sie musste sich nicht mehr anbrüllen lassen. Am Telefon.“ (TiM, S. 189), befreit sie partiell von der Rolle der unehelichen, alljährlich zu Besuch kommenden Tochter. So können Entscheidungen betreffend etwaige Italien-Aufenthalte als *Person* getroffen werden.

Mit dem finanziellen Dilemma einhergehend, erfährt die Protagonistin eine weitere Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten innerhalb ihrer akademischen Laufbahn: „Besserwisserin. Schau. Die haben eine Mindestleistung eingeführt. Man wird von der Uni rausgeschmissen, wenn man nicht eine Mindestleistung bringt.“ (TiM, S. 356), „Aber die hatten Stipendien. Würde sie eines bekommen. Wahrscheinlich nicht. Weil sie immatrikuliert gewesen war und nur eine Prüfung. Diese zwei Jahre. Sie konnte das nie wieder aufholen.“ (TiM, S. 233), „Diese Ratschläge. Wie alle. Es wussten alle rund um sie, was für sie richtig war. Die Zukunft. Alle hatten eine Meinung zur Zukunft. Nur sie. Sie wusste nichts.“ (TiM, S. 227) Finanzieller sowie zeitlicher Druck verunmöglichen Veronica als *Person* die sinnvolle Auseinandersetzung mit Berufswunsch und Studienwahl.

Schließlich erkennt sich Veronica in einem weiteren Bereich eingeschränkt, oder, um bei der Wortwahl der Protagonistin zu bleiben, „weggesperrt.“ (TiM, S. 165), der eine noch existenziellere Ebene berührt. Formuliert die 20-jährige Gedankengänge nach Art von: „Ich werde ohnehin nur 40 Jahre alt.“ (TiM, S. 356), „Wenn nichts mehr existierte?“ (S. 228), „Wasser. Wasser würde es immer geben in Österreich. Obwohl. So wie die Welt war. Mittlerweile. Die Idee, dass irgendjemand sich die österreichischen Wasservorräte schnappen wollte.“ (TiM, S. 222), „Nichts einzuatmen, was die einen zwangen. Nichts essen, was die einer füttern wollten. Eine zur Jenny machen. Das wollten die. Eine aufblasen. Mit Industrieessen. Zur Legehenne machen. Legehennen. Die wurden auch depressiv.“ (TiM, S. 202) dann wird damit die Beschränkung einer mühelosen Aufrechterhaltung ihrer physischen und psychischen Unversehrtheit als *Person* angesprochen. In Veronicas erlebter Rede drückt sich ein Quantum positiver sowie negativer Freiheiten¹⁶⁸ aus, in deren Betätigung sie sich geringstenfalls eingeschränkt fühlt, die ihr aber größtenteils gänzlich verwehrt bleiben. So ist die Protagonistin beispielsweise nicht frei **von** den Mechanismen kapitalistischer Geschäftsmodelle: „Zuerst kam eine Bang & Olufson-Werbung. Sie klickte die weg, sobald das möglich war.“ (TiM, S. 206), „Die schönen Menschen, die in den Bergen liefen. [...]. Die wussten mit welchem Produkt ich

¹⁶⁸ Heidegger: Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit, S. 106.

Glück vollendet wäre. Filzschuhe. Ersatzfleisch. Autos. Sonnenpaneele. Und immer zu viel CO₂“ (TiM, S. 44), **von** Luftverschmutzung durch gesundheitsschädliche Schadstoffe: „Sie wollte überhaupt nur reine Luft einatmen. Luft ohne Staub. Ohne Staub. Ohne Gase. Ohne Dämpfe. Ohne widerliche Geruchsstoffe. Ohne gefährliche Teilchen. Ohne gefährliche Schwebeteilchen.“ (TiM, S. 183) oder **von** der permanenten Ansteckungsgefahr einer Virus-Infektion und den resultierenden Ängsten: „Die meisten gingen ohne Maske in den Stationen. Obwohl es vorgeschrieben war. Oder die Maske war nur über den Mund gezogen, und die Nase hing so über der Maske hinaus. [...] Man war diesen Leuten nichts wert.“ (TiM, S. 186), „[...] Wahrscheinlich lebten die noch zu Hause und mussten sich nicht fürchten davor, krank zu werden und allein irgendwo herumzuliegen. Unbesucht. Die hatten alle keine Ahnung.“ (TiM, S. 184) Die jüngste Protagonistin fühlt sich ferner nicht frei **zu** einer uneingeschränkten Ernährung: „Und alle nähmen an sie sei magersüchtig. Aber das sei sie nicht. Sie ekle sich nur so.“, „Sie konnte sich nicht ernähren. Der Gedanke.“ (TiM, S. 203), „Sie musste Obst kaufen. Sie lebte von Erdbeeren. Sie überlegte, wo sie sich die Erdbeeren besorgen sollte. [...] Richtig bio. Das gab es sowieso nicht.“ (TiM, S. 209), „Sie würde den Sommer mit veganem Eis und Vitamintabletten überstehen müssen.“ (TiM, S. 188), **zu** einer Realisierung ihrer individuellen Vorstellungen: „Sein Leben. Sein Privatleben. Das sei. Wie es mit ihrem stünde? Veronica musste lachen. Herzlich. Sie habe kein, sagte sie und schaute ihn an. Sie. Sie habe fürs erste aufgegeben.“ (TiM, S. 240), oder **zu** einer Zukunftsplanung frei von a priori vorausgesetzten Einschränkungen:

Der würde es nicht erleben. Aber sie. Sie musste in einem versteppten Österreich leben und sich um ihre Wasserration rufen. Kinder durfte man ohnehin nicht mehr bekommen. Das konnte keinem Baby zugemutet werden. (TiM, S. 208)

Während von Konstanzes deutlicher Forderung nach Austausch gleichzeitig die Beantwortung der Frage nach einer helfenden Gattung beherbergt wird, ist diese bei Veronica wesentlich weniger offensichtlich. Denn in einer ähnlich bestimmten Façon wird von der jüngsten Protagonistin das gegenteilige Bedürfnis formuliert: „Ich will aber nicht reden.“ (TiM, S. 381) Immer wieder drückt Veronica ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Dialog aus: „Dann rede nicht. [...]. Was soll ich damit anfangen. Überhaupt.“ (TiM, S. 369), „[...] und du willst, dass ich auch noch zuhören soll dabei.“ (TiM, S. 370), „Sie wollte hier weg. Sie wollte nicht über solche Sachen reden.“ (TiM, S. 250), „Was wollte sie dem sagen?“ (TiM, S. 250), „Sie musste mit niemandem reden.“ (TiM, S. 247), „Und es war ihr lieber, sie musste nichts sagen.“ (TiM, S. 224), „Sie musste mit niemandem reden.“ (TiM, S. 247), „Aber wenn die so redeten. Ihr wurde. Mulmig? Elend?“ (TiM, S. 251) und erkennt zumindest an der Oberfläche nicht,

inwieweit dieser einen unterstützenden Beitrag hinsichtlich ihrer erfahrenen Einschränkungen der Handlungsmöglichkeiten leisten könnte. Dennoch wird von zumindest zwei Situationen veranschaulicht, inwieweit der Dialog auch der jüngsten Protagonistin dabei hilft, sich über die Zuschreibungen hinwegzusetzen.

Die ihr verhassten Begegnungen mit den Gefällen der Geschlechter werden von Veronica an ihrem Arbeitsplatz, wie bereits thematisiert, zwangsläufig zugunsten finanzieller Autonomie toleriert.: „Der Mann [...] hatte sich fürchterlich aufgeregt. [...] Warum er sich bücken sollte, hatte er gefragt. [...] Sie hatte gelernt, dass sie es nie jemandem recht machen würde. (TiM, S. 41), „Die können machen, was sie wollen. Und wenn sie Frauen nach Südamerika verkaufen Wir hier. Wir sind nur die feste Adresse.“ (TiM, S. 44)., „[...] Er schrie. Veronica hatte das Handy vor sich. Die Uhr. Er schrie zwei Minuten lang, [...]“ (TiM, S. 57) Nun werden die sexistischen Herablassungen jeglicher Art im Verlauf der Handlung zu einer gemeinsamen Erfahrung zwischen der 20-jährigen Rezeptionistin und der Reinigungskraft Frau Wallin, die ebenfalls als Opfer männlicher Autorität gelesen werden kann:

Er rang um Luft. Konnte nichts sagen. Begann zu schreien. Er schrie. Veronica hatte das Handy vor sich. Die Uhr. Er schrie zwei Minuten lang, wie schrecklich Frau Wallin sei. Dass sie nie etwas mache. Nie wie er es wolle. Nie das, was er verlange. Wie faul sie sei. Dass es ihr offenkundig Spaß mache, Schamhaare in der Dusche zu übersehen. Oder vielleicht. Er konnte wieder nicht weitersprechen. Vielleicht lege sie ihre eigenen Schamhaare in die Dusche. Zur Rache. Aber warum räche sie sich an ihm. Und das seien doch ihre Schamhaare. Wie es dazu komme? Da oben. Es würde kaum je geduscht werden. Er wüsste gar nicht, wie da überhaupt Schamhaare hingelangen sollten. (TiM, S. 58)

Es gelingt den beiden Frauen im Dialog, sich über die chauvinistischen Geschmacklosigkeiten des Vorgesetzten mit Humor zu erheben:

Frau Wallin kam herunter und stellte sich vor dem Tisch auf. »Bierbaumer hinaus. Vinturi hinauf.« Frau Wallin nickte. » Was meinen Sie? Frau Soardi.«, fragte Frau Wallin. »Was wird schon sein?« Veronica schüttelte den Kopf. Er ist doch so hässlich. Frau Wallin lachte. Der Küchenreither. Der war doch so alt und hässlich. Und so klein. Sex? Unmöglich. [...]. »Frau Wallin« sagte sie. Lachend vorwurfsvoll. Die sagte »Frau Soradi. « Im gleichen Ton zurück. Ich heiße lieber Veronica., sagte sie. »Frau Veronica. « Wiederholte Frau Wallin. (TiM, S. 55)

Durch das Auftreten im Kollektiv sowie einer Art spöttischem Zynismus gegenüber dem erfahrenen Unrecht: „Kaum war die Frau im Lift prustete Frau Wallin vor Lachen. Sie schüttelte den Kopf. Frau Wallin sagte sie. Lachend vorwurfsvoll. Die sagte „Frau Soradi“. [...] Sie schauten einander an. [...] Sie musste lachen.“ (TiM, S. 55) befreien sich die Frauen temporär von den geschlechtlichen Zuschreibungen und damit aus dem Opfer-Narrativ.

Die zweite Romanstelle kann nicht nur als Beispiel für Veronicas Bemächtigung über ihre Zuschreibungen qua Dialog gelesen werden, sie beherbergt auch eine Erklärung, für die grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber der Gattung. Nicht nur artikuliert die 20-Jährige deutlich, dass sie den Dialog dezidiert als unterstützende Instanz ausschließt: „Immer reden. Ich kann immer reden. [...] Ich will aber nicht reden.“ (TiM, S. 381), die Abneigung

manifestiert sich außerdem vielfach in ihrem Verhalten. Während die soziale Isolation vorsätzlich wirkt, drückt sich in ihrer erlebten Rede dennoch ein starkes Bedürfnis nach unmittelbarer Nähe und Teilhabe am sozialen Leben aus: „Dann hätte sie wenigstens zu dieser Universität gehen können. Hingehen. Teilnehmen. [...] Aber gemeinsam. Man hätte einander gesehen.“ (TiM, S. 186), „Weil ohne den Jonas war plötzlich niemand mehr da gewesen.“ (TiM, S. 201) „Und sie war nicht weitergekommen. Mit dem Studium. Mit dem Zoom-Studium. Und dann war sie allein gewesen.“ (TiM, S. 201) Mit fortschreitender erzählter Zeit beginnt sich jener Widerspruch zwischen den tatsächlichen Bedürfnissen der Protagonistin und ihrem unmittelbaren Habitus jedoch sukzessiv aufzulösen. Denn unter dem kommunikationsmüden Überbau verbirgt sich der tiefe Wunsch nach anspruchsvollen Konversationen über existenzielle Themen. (TiM, S. 205) Das gegenwärtige Weltgeschehen lässt, laut Ansicht der kritischen, aufgeklärten, politisch-interessierten Veronica, keine Dauerschleife an banalen Unterhaltungsszenarien mehr zu: „Die redeten. Die redeten die ganze Zeit. Aber so wollte sie es auch nicht. So vor sich hin. Reden.“ (TiM, S. 205), Sie erlebt tiefe Sehnsucht nach ernstzunehmender geistiger Stimulation.

Eine weitere Paradoxie entsteht. Denn das erlebte Defizit an intellektuellen Auseinandersetzungen und angeregten Diskursen resultiert in der Pausierung des Lehramt-Studiums. Gegenüber ihrer Mutter gibt sie das vermeintliche Versagen bei einer digitalen Prüfung und den damit zusammenhängenden Motivationsverlust als initialen Auslöser an:

Sie war aus dem Rhythmus gekommen. Hatte gestockt. Dann war die Stimmer [sic!] der Prüferin aus dem schwarzen Bildschirm gekommen. [...] Sie hatte auf das schwarze Viereck der Prüferin gestarrt. Dr. Boden war da geschrieben. Sie hatte gedacht, dass die gendern mussten. Die Dr.a Boden. Dottoressa. Sie hatte nicht weitergewusst und gelacht. Lachen müssen. Sie hatte auch die Kamera abschalten müssen. Und den Ton, Und dann war es vorbei. Sie hatte sich selbst aus dem Zoom ausgeschlossen. Sie hatte alles gekonnt, und wenn sie die Person gesehen hätte. Das Wissen vorlegen können. In ein schwarzes Geviert. Das wissen in ein schwarzes Geviert. Es war blöd gewesen. Einfach blöd. (TiM, S. 43)

Der punktuelle akademische Misserfolg ist aber tatsächlich nicht die Quelle der Problematik, sondern der von Veronica erlebte Mangel an Sinnhaftigkeit, der in Folge zu einer Beendigung ihres digitalen Studiums führt. Denn die 20-Jährige möchte sich nicht mit schwarzen Vierecken (TiM, S. 42 f.), sondern unmittelbaren *Personen* unterhalten (TiM, S. 186) und dabei selbst als denkende *Person* auftreten können: „Und da. Also ernst genommen. Das werde ich da nicht. Das war schon an der Uni so.“ (TiM, S. 169)

Die gewünschte Form des Austausches realisiert sich schließlich an jener Stelle des Romans, an dem sie gemeinsam mit ihrem ‚Genossen‘ Lukas beschließt, das Plenum des Aktivismus-Kollektivs zu verlassen und stattdessen in den Park zu gehen. (TiM, S. 246) Unter einem Pavillon setzt sich ein Gespräch über ein breites Spektrum an Themen in Gang. Die beiden

diskutieren über Abtreibungsdebatten, möglichen Dekonstruktionsversuchen der Tabuisierung von Nazimotiven, Überwachung durch den Staat, Trennungsschmerz, sexuelle Bekenntnisse sowie über den Krieg, alleinerziehende Mütter und Essstörungen. (TiM, S. 240 ff.) Veronica beginnt sich an das ehemals erlebte Gefühl von Inspiration und Sinnhaftigkeit zu erinnern:

[...] Die Körper glänzten vom Regen. Sie übten, einen hohen Sprung zu machen und auf eine Mauer hinaufzuspringen. Immer wieder. Es gelang meistens nicht. Die jungen Männer mussten vom Board springen und das Board davonsausen lassen. Veronica seufzte. Sie hatte ein Board gehabt. Ein rotes. Dann hatte sie aber lieber Inlineskaten gemacht. Die Schuhe waren in Salzburg. Fast alles war in Salzburg. Im Keller. [...]. Sie beneidete die Skater. Sie wollte auch so üben. Mit einem Ziel so üben. Es fiel ihr nichts ein, was so ein Ziel hätte sein können. (TiM, S. 244)

Bezeichnend für die Szene ist der Entschluss der jungen Leute sich während der Konversation von ihren Smartphones zu lösen: „Dann ging er zu einem jungen Ahornbaum. Legte ihr Handy in eine Astgabel. Er fischte sein Handy aus der Hosentasche und legte es dazu. Er kam zurück. Lachte.“ (TiM, S. 243) Die Basis für schrankenlosen Austausch, ohne die Möglichkeit zum Eskapismus in Social-Media-Kanäle, wird geschaffen. Mit fortschreitender Zeit und nachlassendem Regen kehren sie wieder in ihre jeweiligen *Wirklichkeiten* und damit auch zu ihren Smartphones zurück. (TiM, S. 246) Die sofortige Vereinbarung eines zweiten Treffens akzentuiert die Bedeutsamkeit des ungestörten Gedankenaustausches zwischen den hölzernen Säulen: „Lukas lachte. Wann sie einander wieder treffen wollten. »Also, Montag. 6 Uhr. Hier. Im Pavillon. Skaterbahn Prater Hauptallee.«“ (TiM, S. 246)

Schließlich manifestieren sich zwei weitere Optionen des In-Dialog-Tretens innerhalb Veronicas erlebter Rede. Die Protagonistin verewigt ihre: „vollkommene Unbewegtheit.“ (TiM, S. 17) in sozialen Netzwerken und bietet den Zusehenden die Möglichkeit mit ihr in Resonanz zu treten. Ungeachtet der Tatsache, dass hier keine *Person* direkt zu einer anderen spricht, setzt die Protagonistin einen stimmlosen Dialog in Gang: „Die Stimme einer Toten. Sie sagte nie etwas in ihren Postings. Sie ließ ihre Stimme nicht so gefangen nehmen. Auf ewig.“ (TiM, S. 18) Als von Konstanze bezugnehmend auf einen anderen Künstler Kritik an dieser Art des Diskurses geübt wird, verteidigt Veronica den unbekannten Mann mit den Worten: „Der hat auch nur seine Erfahrungen. Ich finde es gut, dass er auf TikTok geht und herumschreit. So wissen wir halt mehr. Übereinander. Verstehst du?“ (TiM, S. 379) und erklärt außerdem: „Vielleicht hat er keine andere Möglichkeit.“ (TiM, S. 377) Diametral dazu erhebt die 20-Jährige im Kollektiv mit anderen auf Demonstrationen sehr wohl ihre Stimme, um ihre Bedürfnisse zu artikulieren: „Sie stand da und schrie den Slogan. Mit jedem Mal ging es darum, lauter zu schreien. Sie hüpfte im Takt. Das war absolut super. Lukas schlängelte sich durch die Reihen zu ihr hin. Stellte sich neben sie. Sie schrien den Slogan. Lächelten einander zu. Sprangen hoch.“ (TiM, S. 86) Wieder handelt es sich jedoch nicht um eine synchrone

Konversation zweier *Personen*, sondern um einen Dialog zwischen *Person* und Umwelt. Eine Art des Austausches zweier Gesprächspartner:innen die sich innerhalb der heidegger'schen Denktradition womöglich mit dem *Dasein* und der „Welt“ mit *Anführungszeichen* übersetzen ließen.¹⁶⁹ Veronicas Hüpfen und Schreien kann von den *Lesenden* als Versuch interpretiert werden, mit eben dieser „Welt“ als *Dasein*¹⁷⁰ in Austausch zu treten und von ihr Resonanz zu erfahren. Schnell löst sich der versuchte Dialog auf, indem Veronica von ihrem „Onkel Stieglitz“ (TiM, S. 97) unterbrochen wird: „Was machst du bei diesen Wahnsinnigen?“ (TiM, S. 87), und sich anschließend mit diesem in die vermutlich traditionellste Form der Gattung begibt, wo sie sogleich an ihre Zuschreibungen erinnert wird: „Du bist ein sehr schönes Mädchen geworden.“ (TiM, S. 96)

¹⁶⁹ Vgl. Hildegard Feick & Susane Ziegler: „I-VI“. Index zu Heideggers „Sein und Zeit“. Berlin, Boston: Max Niemeyer 1991, S. 1-4.

¹⁷⁰ Beziehungsweise als *Person*.

5. Verträglichkeit der Wirklichkeiten

Marlene Streeruwitz eröffnet den *Lesenden* ein mehrperspektivisches System an *Wirklichkeiten* innerhalb derselben Realität. Familiäre Strukturen, Beziehungsdynamiken, vergangene Ereignisse sowie die erfahrene Gegenwart werden dementsprechend unterschiedlich interpretiert und verarbeitet. Die divergierenden Einordnungsprozesse schaffen hinwieder den Nährboden für nahezu endloses Konfliktpotenzial. Die Mehrheit der Missverständnisse innerhalb der Generationen löst sich zur erzählten Zeit nicht auf, womit es zu einer Weitertradierung der Spannungszustände und desolaten Beziehungsdynamiken kommt.

Christls Verhalten wird von Konstanze als Mangel an Zuneigung und Empathie eingeordnet. Bei der Mutter diagnostiziert sie in Folge eine narzisstische Persönlichkeitsstörung (TiM, S. 277), bei sich selbst ein durch Vernachlässigung in der Kindheit bedingtes Trauma:

Aber das war das Elend. Ihre Mutter hatte sich selbst überflüssig gemacht. Durch Lieblosigkeit. Und sie musste nun ein Leben lang dieser Lieblosigkeit nachjagen. Sie musste sich diese Lieblosigkeit immer neu verdienen. In jeder Beziehung. Sie musste sich jeden Partner. Aber eigentlich jede Person daraufhin aussuchen, in der Lieblosigkeit zu landen. (TiM, S. 51)

Die starren, repressiven, lieblosen Erziehungsnormen, die Konstanze ihrer Mutter attestiert, dienen nie zur vorsätzlichen Unterdrückung ihrer Individualität. (TiM, S. 345) Tatsächlich sollten Wiederholung diffamierender Kindheitserfahrungen sowie Manifestation des in Folge entstandenen, selbst erlebten Schmerzes verhindert werden. (TiM, S. 345) Ein Vorhaben, welches sich in Christls *Wirklichkeit* nicht realisiert. Denn nicht nur drückt Konstanze permanent Leidenszustände aus:

Beim nächsten Wort hätte sie zu weinen begonnen und nie wieder aufhören können. Das war die wichtige Frage geworden. Wie mit dem Weinen aufhören. Wenn es einmal begonnen hatte. Das Weinen. Und es war fast so weit gewesen. [...] Das Elend. Wie immer. Es war in der Brust versammelt gewesen. Im Begriff, in den Kopf hinauf. Zu schwappen. Hinaufzuschwappen. Die Tränen kamen dann von diesem Drängen. Es war zuerst der Druck und unbestimmt. Jetzt im Gehen. Es war der Schmerz über alles. Über alles, was nicht gewesen und was gewesen. (TiM, S. 8),

ein Großteil der Schuld für die eigenen Lebensdefizite wird zusätzlich bei der Mutter verortet: „Und vor allem für ihre Mutter.“ (TiM, S. 10) Der ältesten Protagonistin wird zwanghafte Dominanz und Herrschsucht unterstellt. Indessen verspürt Christl in ihren *Wirklichkeiten* als Mutter und Großmutter weder ein Bedürfnis danach die beiden nachfolgenden Generationen gegeneinander auszuspielen (TiM, S. 10), noch ihre Tochter für deren Unehelichkeit zu bestrafen (TiM, S. 10).

Die Antwort, auf die sich innerhalb Konstanzes *Wirklichkeit* nicht auflösen wollende Frage: „Was war der Sinn davon gewesen?“ (TiM 113), könnte mit Christls Sprechanteil auf die einfache Formel heruntergebrochen werden: „Ich möchte, dass es ihr gut geht. Das habe ich

immer gewollt.“ (TiM, S. 345) Der hierfür notwendige Dialog stellt sich innerhalb der erzählten Gegenwart nicht ein. Raum und Potenzial für die Anwendung liberalistischer Erziehungsmuster waren der alleinerziehenden, berufstätigen Mutter zu Zeiten Konstanzes Kindheit nicht zugänglich. Unterdessen drückt sich Christls Progressivität an vielen Stellen des Romans aus. (TiM, S. 344 ff.) Legitimerweise kann angenommen werden, dass die älteste Protagonistin unter günstigeren Begleitumständen denkbar größere Toleranzbereitschaft gegenüber Konstanzes adoleszentem Aufbegehren gezeigt hätte. Als Jugendliche erlebt die Tochter deswegen auch keine Sanktion für die Teilnahme an den Au-Demonstrationen: „Ihre Mutter. Das hatte sie sogar gut gefunden. Es hatte nichts gegeben. Nachher. Sie hatte nicht gefragt gehabt, ob sie wegfahren dürfe.“ (TiM, S. 47)

Wohlbefinden von Tochter und Enkeltochter sind außerdem maßgebend für ihren Entschluss, drei einschneidende Wahrheiten für sich zu behalten. Denn Christl weiß über die Umstände des Erstickungstodes der zweiten Großmutter, den Zeugungsakt ihrer Tochter sowie die Unwahrheit über Konstanzes vermeintlichen Schwangerschaftsabbruch Bescheid¹⁷¹. (TiM, S. 343- 350)

Ursprung und Schuld aller familiären Verhängnissen werden innerhalb von Christls *Wirklichkeit* nicht in der von Konstanze postulierten „Mütterkette“ (TiM, S. 320), sondern in den Normvorstellungen einer westlich-bürgerlichen Gesellschaft verortet.¹⁷² Vor sozioökonomischen Nachteilen, Scham und Stigmatisierung, die Eine in der Rolle der Alleinerzieherin erlebt, hätte sie ihre Tochter dennoch gerne bewahrt. Das Vorhaben scheitert. Konstanze wird ebenfalls unehelich schwanger: „Ihre Mutter hatte ihr zur Abtreibung geraten. Sie hatte schon den Termin in Bad Reichenau besorgt gehabt [...] Und sie. Sie war der Mutter nicht gefolgt.“ (TiM, S. 10), während Christl letzten Endes eine Verhelichung begeht. Entgegen allen Annahmen der Tochter dient diese jedoch nicht der Assimilation an besagte bürgerliche Idealvorstellung. Mentale sowie physische Gesundheit der beiden nachfolgenden Generationen bilden den Schwerpunkt ihrer erlebten Rede. Gedanken an Eheleben und Statussymbole bleiben gänzlich aus. (TiM, S. 343-350) Anstelle von dankender Anerkennung für alle Bemühungen erfährt Christl eine Kombination aus nie endendem Ressentiment: „Die ist doch immer 16 und muss sich wehren“ (TiM, S. 345) und vollkommener Ignoranz: „Ich habe alles gemacht und niemand bemerkt es. Die unsichtbare Person. Das bin ich.“ (TiM, S. 344)

¹⁷¹ Wie bereits beschrieben wird den Lesenden hier nicht vollständige Geschichte zugänglich gemacht. Jedoch ungeachtet dessen, ob Christls Version der Realität entspricht, ist diese geringstenfalls die Wahrheit innerhalb ihrer Wirklichkeit.

¹⁷² Grundsätzlich stimmen Christl und Konstanze in dieser Ansicht überein. Jedoch weiß Konstanze nichts von Christls dahingehender Einordnung und in Konstanzes *Wirklichkeit* als Tochter erhält Christl eine Ausnahmeposition.

Konstanze hat tatsächlich (TiM, S. 345) großes Verständnis und Empathie für die außerordentliche Leistung, eine Tochter in den strukturell-benachteiligten Rollen der alleinerziehenden Mutter sowie berufstätigen Frau zu erziehen: „Mach dich nur lustig. Aber deine Großmutter hat es noch viel schwieriger gehabt. [...] Aber es war ein Kampf bis zum Opa Franz war es ein Kampf ... Damals ... Es ist ständig darauf hingewiesen worden.“ (TiM, S. 164) Dennoch gelingt den Frauen keine direkte Herstellung eines Solidaritätsverhältnisses qua politischer Gleichgesinntheit.

Obwohl sich die Empörung über patriarchale Machtstrukturen in beiden erlebten Reden gleichmäßig ausdrückt, erschließt sich die politische Avance der Mutter für die Tochter dennoch nicht: „Dass Männer über Frauen herfielen.“ (TiM, S. 305), „Was hatte dieser Kurzkanzler davon sie nun alle derart betrogen zu haben.“ (TiM, S. 116), „Wie dieser Kurz und dieser rechtsradikale Ibiza-Wehrsportgruppenleutnant sich das wünschten.“ (TiM, S. 291), „Von diesen Deppen. Das sind doch alles Deppen, die uns in diesen Krieg hineinreiten. Und dieser Bundeskanzler.“ (TiM, S. 346), „Der hat da seine Rolle und die Oligarchen aus der Ukraine gehen zu den Salzburger Festspielen und brauchen zwei Parkplätze für ihre SUVs in der Untersberg- Garage.“ (TiM, S. 347). Konstanze bleibt an ihrer Einordnung autoritärer, altertümlicher Erziehungsmuster hängen, während Christl der nachfolgenden Generation übertriebene Emotionalität unterstellt.

In ihrer *Wirklichkeit* überschreiten die Vorwürfe der Tochter den Toleranzrahmen verletzten Stolzes oder infantilen Unmuts: „Weil sie ihre Mutter hasst.“ (TiM, S. 345) Christl geht so weit anzunehmen, dass Konstanze den eigenen Tod einem Zusammenleben mit ihr vorziehen würde:

Die kam nicht zu ihrer Mutter zurück. Die wird in Wien frieren und das Caesium einatmen, nur damit sie nicht zu mir zurückmuss. [...] Muss sie wissen woher sie kommt, wenn sie von diesem Russenkrieg strahlenverseucht keine Luft mehr bekommen? Oder erfriert, weil sie ihre Mutter hasst und deshalb nicht zu der und ihrem Kachelofen ziehen konnte. (TiM, S. 345)

Im Gegensatz zu der ältesten Protagonistin erfahren die *Lesenden*, dass die Vermutung unzutreffend ist. Die Tochter denkt dezidiert über selbiges Szenario nach:

Der Opa Franz verfolgte das ununterbrochen. Der bekam die Daten alle 4 Stunden auf sein Handy gesendet. Das war zum Lächeln gewesen. Und jetzt. Wenn sie zusammenkriechen mussten? Wenn sie zu ihrer Mutter zurückmusste? Weil sie sonst erfroren? (TiM, S. 305)

Während die Rückkehr nach Salzburg zumindest als Form der Krisenintervention nicht kategorisch ausgeschlossen wird, wird das Zusammenleben mit der Tochter geradezu herbeigesehnt. (TiM, S. 23) Dieser unerfüllte Wunsch wird von einem breiten Spektrum zusätzlicher Sehnsüchte begleitet, mit denen Konstanze allein zurückbleibt. Als Kompensationsmechanismus für die erfahrene Distanz dienen der Alleinerzieherin permanente

Rückblicke in Veronicas Kindheit: „Sie hatte die Nizzi in ein Tuch gebunden getragen. Und ja. Das war so ein Gefühl gewesen. Schweben und ins Leben gebunden. Lebendig.“ (TiM, S. 339) Innerhalb der *Wirklichkeit* der Tochter tritt die Mutter sehr wohl in Erscheinung (TiM, S. 42), nur bewegt sich die jüngste Protagonistin mit ihren Gedanken nicht laufend zwischen eigenen Biografemen. (TiM, S. 304) Veronica unterstellt ihrer Mutter Ignoranz gegenüber umweltpolitischen Anliegen und einen Mangel an Verständnis für die Bedürfnisse der nächsten Generation. Unterdessen begreift Konstanze sowohl die Kalamität der neoliberalen Politik: „Sie hatte dieses Kind nicht bekommen, damit man es ihr in diese Bedrohung entführen sollte.“ (TiM, S. 9) als auch die Ungerechtigkeit zwischen den Generationen:

[...] Ziele. Ausprobieren. Anfangen. Versuchen. Dummheiten. In aller Freiheit. [...] Sie hatte das gekannt. Die Matura machen und die Welt stand offen. Ihr Kind war nach der Matura in den Lockdown geraten. (TiM, S. 115)

Darüber hinaus werden immer wieder Anpassungsversuche an Veronicas bewusste Lebensführung unternommen: „Veganes Kochen. [...]. Sie hatte eine vegane Quiche probiert.“ (TiM, S. 50)

In ihrer *Position* als Mutter wirkt Konstanze alarmistisch bis beinahe neurotisch. Permanent manifestiert sich die Sorge, dass die erwachsene Tochter sich nicht selbstständig zurechtfinden könnte:

Sie seufzte. War sie zu ängstlich? Sollte sie sich nicht einfach Informationen verschaffen? Und nicht warten, bis das Kind etwas erzählte? Sollte sie nicht Bescheid wissen? Mit wem sie sich traf? Wie sie da wohnte? Sie war ja doch in den 19. Bezirk gefahren und hatte sich Das Studentenheim angeschaut. Es war ein kleines Schild neben dem Tor angebracht. [...] Es war ein altes Schild gewesen. Sie hatte gehofft, dass es von früher war. Dass das nur noch da hing. Was machte die Nizzi bei den Schwestern Mariä. Wurde sie heilig. Musste sie ihren Atheismus mit Katholizismus bekämpfen? (TiM, S. 126)

Tatsächlich ist Veronica zur erzählten Zeit bereits eine emanzipierte, eigenverantwortliche Frau, die ihre *Wirklichkeit* im Rahmen der erlebten Möglichkeiten gestaltet. Die Verhängnisse der jüngsten Generation sind kein Produkt mangelnder Ich-Identität, sondern mangelnder Entscheidungssouveränität. Es ist die verfügbare Autonomie, die in erster Linie defizitär erlebt wird, und nicht das Bewusstsein über sich als *Person*. Als solche möchte die Protagonistin über die eigene Stimme verfügen. Eine Stimme die sich, im Verlauf der Handlung, vor allem im Akt des politischen Aufbegehrens zu manifestieren scheint: „Sie stand und schrie den Slogan. Mit jedem Mal ging es darum lauter zu schreien. Sie hüpfte im Takt. Es war absolut super.“ (TiM, S. 86)

Anliegen und Umsetzung der Demonstration werden von Veronica kritisch betrachtet:

[...] Das war immer schon blöd. Dann ging es gegen die Chinesen. Das war auch blöd. [...] Und ums Klima kümmerte sich ja wirklich niemand. Es war nur schwierig geworden, die Leute zu provozieren. Ihnen Fake News auf die Nase zu binden. Es regnete. Es regnete den ganzen Mai schon. Von Trockenheit keine Spur. Sie waren zweimal durch Starkregen vom Platz vertrieben worden. Sie hatte stehen bleiben müssen. Der Regen war so stark und heftig gewesen, dass Weglaufen gar nicht ging. (TiM, S. 86 f.)

Es ist die erlebte Ausdrucksfreiheit der *Person* (TiM, S. 87), die die 20-Jährige dazu bewegt, in übergroßem Regentropfenkostüm schreiend um den Ring zu spazieren.

Konstanze wiederum waren Selbstbestimmtheit und Rederecht der Tochter immer ein großes Anliegen: „Sie hatte zur Nizzi nie gesagt, sie solle leiser sprechen. Sie hatte sich gezwungen, diesen Satz nie zu sagen. Diese Sätze. Ihr Kind nie zu beschränken. In der Öffentlichkeit.“ (TiM, S. 83) Die beinahe Unmöglichkeit, diese im Rahmen der erlebten *Wirklichkeit* zu kultivieren, eine umso erschütterndere Erkenntnis für die Mutter: „Ihre stolze Tochter niedergezwungen durch die Umstände. Gebeugt. Niedergemacht.“ (TiM, S. 50)

Beide Frauen erfahren Unterdrückung durch männliche Machthaber: „Männerstimmen.“ (TiM, S. 119), Erschütterung über den Krieg: „Der Krieg. Fast schon 100 Tage.“ (TiM, S. 204) sowie Folgen der Corona-Pandemie: „Sie sah sich in die Schlangen zurückgeschoben. Die langen Schlangen vor den Teststationen.“ (TiM, S. 300) Innerhalb beider *Wirklichkeiten* drücken sich Kontrollverlust, Stagnation sowie der erlebte Mangel an Genussfähigkeit aus: „Nicht mehr Herrin ihres Lebens.“ (TiM, S. 301), „Müdigkeit. Diese Lähmung. Jede Bewegung eine Anstrengung.“ (TiM, S. 223), „Manchmal konnte sie nichts essen. Aus Angst. Vor Angst. [...]. Dann konnte sie nichts. In sich. Wie versperrt. Geschmacklos.“ (TiM, S. 50), „[...] Wenn sie nicht lethargisch wäre. Sie würde aussteigen. Ein veganes Eis kaufen und mit dem nächsten Bus weiterfahren.“ (TiM, S. 247) aus.

Den eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen kann die wahrgenommene Realität nicht gerecht werden: „[...] Zerschnitt mit den Erinnerungen das Erhoffte. Kreuzte die Wünsche gegen die Wirklichkeiten.“ (TiM, S. 8) Passend dazu wird die Handlung von der Mutter mit der Artikulation desselben Wunsches eröffnet: „Sie hatte leben gewollt.“ (TiM, S. 8), mit der sie von der Tochter geschlossen wird: „Ich will leben.“ (TiM, S. 381)

Die erlebte Sehnsucht nach Nähe „eine[r] Person“ (TiM, S. 114 [M.S.16.9.23]) markiert eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Mutter und Tochter. Beide Protagonistinnen sehnen sich nach Intimität: „Aber dann. Whitney Houston: *I wanna [sic!] dance with somebody*. »Somebody to love.« Ging das weiter. Sie hatte tanzen wollen. Aber niemanden dazu.“ (TiM, S. 187) und stoßen sich an oberflächlichen Konversationen: „Er blieb stehen. Ob sie einmal essen gehen können, fragte er, in das libanesisches Lokal da vorne. Er deutete die Straße hinauf. Sie machte einen Schritt zurück. »Gern« sagte sie und meinte es nicht. Er auch nicht.“ (TiM, S. 102) Der Zugang zur Herstellung eines Näheverhältnis als Akt der Solidarität gelingt auch innerhalb der nächsten Mutter-Tochter-Generation nicht.

Momente gegenseitiger Zuneigung werden dennoch manifest, wenn Veronica beispielsweise stark von dem Gedanken beunruhigt wird, dass ihre Mutter krank sein könnte: „Sie saß da. Alarm. Der Alarm. Das stieg langsam auf. Im Bauch. In die Brust. In den Kopf. Alarmschwere in den Gliedern, Der Kopf leer.“ (TiM, S. 97), „[...] Obwohl. Brustkrebs? Das konnte eine auch früher bekommen. Sonst war das doch erst so mit 65. Das mit dem Krebs. Aber sie ging doch zu den Untersuchungen. Zur Vorsorge. Die Mami krank?“ (TiM, S.99), trotz aller Kommunikationsschwierigkeiten nicht auf die gemeinsamen Fernsehabende verzichten möchte: „Und du. Du schaust nichts allein?“ (TiM, S. 177) oder Konstanze liebevoll mit den Worten: „Dann Bussi und gute Nacht.“ (TiM, S. 178) verabschiedet wird.

Die Beziehung zwischen ältester und jüngster Generation scheint schließlich den wenigsten Störungen durch Konflikte zu unterliegen. Wäre die Bestrafung der Tochter für deren uneheliche Schwangerschaft tatsächlich in Christls Sinne, so würde sich dies folgerichtigerweise auch im Verhalten gegenüber Veronica ausdrücken. Dass Gegenteiliges der Fall ist: „Und das Glück der Existenz der Person. Veronica. Ihre Nizzi. Die das Lebensglück dieser alten Frau geworden war.“ (TiM, S. 10), wird von Konstanze zwar erkannt, jedoch nicht dementsprechend eingeordnet. Die jüngste Protagonistin unternimmt stellenweise den Versuch, das Verhalten ihrer Großmutter für die dazwischenliegende Generation zu dechiffrieren: „Du regst dich immer auf, dass die Oma Christl mir mehr erzählt als dir. Aber ich mag sie eben. Und du magst sie nicht. Und das weiß sie. Und das ist auch nicht einfach für sie.“ (TiM, S. 365), oder Konstanze das eigene Verhalten zu spiegeln: „Du bist immer gegen die Oma Christl.“ (TiM, S. 172) Dennoch wird Christl im Rahmen Veronicas *Wirklichkeit* nicht idealisiert. (TiM, S. 164)

Die Großmutter wiederum ist bemüht, ihre „Nizzi“ (TiM, S. 350) nach bestem Gewissen in der kritischen Lebenslage zu unterstützen. Im Zentrum ihres Sprechanteils steht unter anderem die erlebte Sorge um Veronicas Gesundheit und Zukunft (TiM, S. 343-350) Jüngste und älteste Protagonistin werden sich nicht zuletzt aufgrund ihrer generationellen Zugehörigkeiten in vielen politischen Anliegen einig. Beispielsweise plädiert die in der Nachkriegsgeneration aufgewachsene Christl durch die erlebte Armut auf Ressourcenökonomie. In Veronicas Sprechanteil, die in ihrer Kindheit keinen tatsächlichen Mangel an ökonomischem Kapital erfahren hat, eröffnet sich selbes Plädoyer im Sinne des Klima- und Umweltschutzes. (TiM, S. 362) Jener Zusammenhang wird wiederum von Konstanze hergestellt, wenn diese denkt:

Die Klimadebatte. Hatte die das Altmodische zurückgerufen? Nickten nun alldiese alten Leute im Konzert im Chor und sagten, dass sie es immer schon gesagt hätten? Und kamen so all diese Themen wieder hervor, die erledigt gewesen waren? (TiM, S 82)

Naheliegend ist darüber hinaus, dass von ihr als dazwischenliegende Generation kein unwesentlicher Betrag zu Komplikationslosigkeit und Stabilität der Großmutter-Enkelin-Beziehung geleistet wird. Emanzipation von den Eltern und Findung einer eigenen Ich-Identität sind für jeden Entwicklungsprozess wesentlich. Eine Symbiose zwischen Großeltern und Enkelkindern liegt gewöhnlicherweise nicht oder nicht im selben Ausmaß vor, wodurch dementsprechend auch nicht die Notwendigkeit einer dahingehenden Loslösung gegeben ist.

Alle Protagonistinnen der Streeruwitz-Genealogie werden schließlich durch eine breite Palette an Gemeinsamkeiten miteinander verbunden. Das Spektrum geteilter Ansichten und Überschneidungen im Erleben der *Wirklichkeit* reicht von fundamentalen politischen Einstellungen über die emotionalen Verfassungen der Frauen bis hin zu ähnlichen Wahrnehmungsschemata ihrer unmittelbaren Umwelt: „Und unser Bundeskanzler. Der macht sich zum Deppen, damit er nicht blöd dasteht.“ (TiM, S. 346), „Was hatte dieser Kurzkanzler Kurz davon, sie alle nun derart betrogen zu haben.“ (TiM, S. 116), „und ich habe das Gefühl ich bin eine Schlafwandlerin“ (TiM, S. 167), „Es war so ein Dornröschenschlaf gewesen. [...] Und sie. Sie war nicht richtig aufgewacht.“ (TiM, S. 102), „Jemand hatte versucht, dieses Türchen aufzubrechen. Der Rücken des Schweinchens war zersplittert und abgekratz.“ (TiM, S. 7), „Das absurde rosa Schwein grinste einem entgegen.“ (TiM, S. 184) und manifestieren sich nicht zuletzt auf sprachlicher Ebene: „Palawatsch:“ (TiM, S. 213, 344) Durch die ständige Rückkoppelung von politischen Zuständen auf autobiografische Vergangenheit werden häufig Zusammenhänge zwischen den in der Einleitung beschriebenen Erfahrungsbereichen hergestellt, die sich in allen *Wirklichkeiten* unterschiedlich ausdrücken. Es kommt zu Schuldzuweisungen und Ambivalenzen innerhalb der Frauenbeziehungen. Die vollständige Aufarbeitung der Konflikte findet im Rahmen der erzählten Zeit nicht statt.

Geringstenfalls in einer Hinsicht lassen sich die unterschiedlich erlebten *Tage im Mai* als klare „Erfolgsgeschichte“ (TiM, S. 163) lesen. Denn Schuld und Scham über die Rolle der Tochter einer Alleinerzieherin lösen sich in der letzten Generation auf. Die innere Zerrissenheit ihrer Vorgängerinnen wiederholt sich in Veronica Soardis *Wirklichkeit* nicht im selben Ausmaß. Das transgenerationale Trauma scheint von der jüngsten Protagonistin weitestgehend überwunden. Während im Hintergrund die Darstellerinnen einer argentinische Netflix-Serie sprechen, deren Handlung von den beiden Zuseherinnen nicht mehr mitverfolgt wird, versichert sie ihrer Mutter selbstbewusst: „Ihr habt es geschafft.“ (TiM, S. 163)

6. Zusammenfassung und Schlusswort

„Literatur. Das ist die Welt.“¹⁷³ lautet die streeruwitz'sche Formel, auf die sich alle Untersuchungen der vorliegenden Arbeit zurückführen lassen. Die *Welt* setzt sich im Jahr 2023 notwendigerweise mit den Folgen einer Pandemie, steigender Inflation und der Kriegssituation in Osteuropa auseinander. Es sind gravierende Ereignisse, von denen im Mai desselben Jahres auch ein Salzburger Frauen-Kollektiv nicht unberührt bleibt, und folglich als literarische Instanz zum Teil der *Welt* wird.

Das im Roman *Tage im Mai* auftretende Generationensystem – gebildet von Christl, Konstanze und Veronica – markierte den Ausgangspunkt des Forschungsinteresses. Im Verlauf der Arbeit erfolgte zunächst eine vergleichende Gegenüberstellung von Realität und *Wirklichkeit*. Mithilfe phänomenologischer Ansätze wurde die Realität als das Vorgefallene, unberührt von Interpretations- oder Einordnungsprozessen, und die *Wirklichkeit* als das Realitätswahrgenommene, innerhalb der erlebten Reden der Protagonistinnen, definiert. An dieses Verständnis anknüpfend, erfolgte die Aufschlüsselung einer Realität auf mehrere *Wirklichkeiten*. Der Schwerpunkt der Untersuchung wurde von drei, sich in den erlebten Reden der Protagonistinnen besonders erschöpfenden, Erfahrungsbereichen (Erfahrungsbereich I: Politisches Weltgeschehen und eigene Lebensdefizite, Erfahrungsbereich II: Distanz und Nähe zur Familie, Erfahrungsbereich III: Erziehung und Schuld) gebildet. Die *Wirklichkeiten* der Frauen wurden aus ihren *Positionen* heraus entwickelt, die im zweiten Kapitel als narrative Filter beziehungsweise Perspektiven begriffen wurden, unter denen die Protagonistinnen der Streeruwitz-Genealogie ihre wahrgenommene Realität erleben und einordnen. Drei ausgewählte *Positionen* (Perspektive I Frau, Perspektive II Mutter und Perspektive III Familienmitglied) standen im Zentrum. Eine *Position* wurde wiederum als ein Anteil des Bedeutungsspektrums der *Person* verstanden. Innerhalb ihrer *Positionen* werden die Protagonistinnen wiederum regelmäßig mit geschlechtlichen sowie familiären Zuschreibungen konfrontiert.

Es wurde ferner von der These ausgegangen, dass Christl Konstanze und Veronica sich nicht nur als alleinerziehende Mütter, Töchter und Frauen innerhalb eines familiären Konnexes bewegen, sondern darüber hinaus Stellvertreterinnen einer jeweiligen Generation sind. Zur Untersuchung desjenigen Beitrags, der von generationellen Konflikten zu den Ambivalenzen der Frauen geleistet wird, diente einleitend die Gegenüberstellung verschiedener definitorischer

¹⁷³ Streeruwitz (b2): Was Literatur kann, S. 1.

Zugänge. Es folgte die Abstrahierung derjenigen Ansätze, die für den Generationenbegriff im Streeruwitz'schen Sinne fruchtbar gemacht werden können.

Im dritten Kapitel wurde der Bezeichnung *Position* eine weitere Bedeutungsebene hinzugefügt, und diese zum Personenbegriff im Sinne Marlene Streeruwitz abgegrenzt. Es wurden mehrere Möglichkeiten zur Differenzierung dargelegt, wobei alle zur Conclusio führten, dass die *Positionen* der Protagonistinnen keine Sinngleichheit mit den *Personen* beherbergen, und ferner nahelegen, dass die Handlungssouveränität der *Personen* qua Reduktion auf ihre *Positionen* beziehungsweise Beschränkung auf eine *Position* Einschränkungen erfährt. Die erlebte Abhängigkeit der Protagonistinnen warf die Frage auf, welche sprachlichen Werkzeuge dieser entgegengewirken können.

Für die Entscheidung *Tage im Mai* einen *roman dialogué* zu nennen, bietet Marlene Streeruwitz den *Lesenden* zunächst keinen konkludenten Grund. Dem vierten Kapitel lag daher die These zugrunde, dass sich ein Lösungsansatz innerhalb der an der Oberfläche etwas diffus-wirkenden Gattungseinordnung der Autorin ausdrückt. Der Dialog, so lautete die Annahme, ist diejenige Gattung, mithilfe derer die Handlungssouveränität der Frauen wieder ausgeweitet werden kann. Im Rahmen des Kapitels wurde untersucht, welche Mechanismen und Lebensumstände, unter Berücksichtigung geschlechtlicher sowie familiärer Zuschreibungen, die *Wirklichkeiten* der Frauen einschränkend beeinflussen. Danach wurde die Bedeutung des Dialoges für jede Protagonistin separat herausgearbeitet. Es wurde gezeigt, inwiefern sich der Dialog abseits seiner vermeintlich gebräuchlichsten Definition als synchrone Konversation zweier Subjekte, innerhalb der Streeruwitz-Genealogie manifestiert und damit die Gattungseinordnung der Autorin legitimiert.

Schließlich werden die *Lesenden* mit drei unvereinbar-wirkenden *Wirklichkeiten*, die ihrerseits eine Mannigfaltigkeit unaufgelöster Konflikte und aufgearbeiteter Fragen beherbergen, zurückgelassen. Die meisten Missverständnisse und Ambivalenzen werden zur erzählten Zeit nicht aufgelöst, wodurch sich das fünfte Kapitel in dem Versuch erschöpft, einige ausgewählte Perspektiven der Frauen miteinander zu versöhnen.

Christl, Konstanze und Veronica traten im Rahmen der vorliegenden Arbeit als literarische Figuren auf, was sie wiederum nicht zu rein fiktionalen Charakteren macht. Die Auseinandersetzung mit patriarchalen Gesellschaftsstrukturen, Unterdrückung, Stigmatisierung, bürgerlichen Normvorstellungen, generationellen Konflikten und erlebten Traumatisierungen sind ebenso Teil ihrer *Wirklichkeiten* wie Teil der *Welt*. Durch die Dominanz tatsächlich vorherrschender Missstände über die Lebensrealitäten der Protagonistinnen, berührt

die *Literatur* Marlene Streeruwitz‘ die augenscheinlich textexterne *Welt*. Durch die von der Autorin gebotene Möglichkeit einer Rezeption der Sprechanteile einer dreiteiligen Frauen-Genealogie wird die *Welt* von *Literatur* berührt. Literatur. Das ist die Welt.

7. Bibliographie

- Arteel, Inge: Opake Bildlichkeit. Variationen der christlichen Leidensikonographie in Die Schmerzmacherin. In: Mandy Dröschner Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022.
- Behrens, Ada: Der entwurzelte Mensch im Familienroman von 1880 bis zur Gegenwart. Bonn: Diss. 1932.
- Bode, Christoph: Der Roman. Eine Einführung. Zweite überarb. Aufl. Tübingen, Basel: A Francke 2005.
- Brandt, Reinhard: John Lockes Konzept der persönlichen Identität: Ein Resümee. In: Aufklärung 18 (2006), S. 37-54.
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.
- Dröschner-Teille, Mandy: Autorinnen der Negativität. Essayistische Poetik der Schmerzen bei Ingeborg Bachmann – Marlene Streeruwitz – Elfriede Jelinek. Paderborn: Wilhelm-Fink 2018.
- Dröschner-Teille, Mandy: Die vier ‚Schönheiten der Literatur‘ - zur Poetik von Marlene Streeruwitz. In: Mandy Dröschner- Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022.
- Dröschner-Teille, Mandy & Nübel, Birgit (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. In: Kontemporär. Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Bd. 12. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 1-5.
- Eder, Jens: Was sind Figuren? Ein Beitrag zur interdisziplinären Fiktionstheorie. Paderborn: Mentis 2008.
- Feick, Hildegard & Ziegler, Susane: „I-VI“. Index zu Heideggers „Sein und Zeit“. Berlin, Boston: Max Niemeyer 1991.
- Few, April & Rosen, Karen: Victims of Chronic Dating Violence: How Women’s Vulnerabilities Link to Their Decisions to Stay. In: Family Relations, 54 (2005), H. 2, S. 265–279.
- Fietze, Beate: Historische Generationen. Über einen sozialen Mechanismus kulturellen Wandels und kollektiver Kreativität. Bielefeld: transcript 2009.
- Fleig, Anne: „Feministische Avantgarde“: Zur Kritik literarischer Institutionen in Marlene Streeruwitz’ Nachkommen. (2014) und Gertraud Klemms Hippocampus (2019). In: Kontemporär. Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur Bd. 12. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, 157-169.
- Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. 23., aktual. und erw. Aufl. Übers. v. Ulrich Rauff und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2020.

- Freud, Sigmund: Übersicht aller Übertragungsneurosen. Ein bisher unbekanntes Manuskript, Hg. v. Ilse Grubrich-Simitis. Frankfurt am Main: Fischer 1999, S. 287-444.
- Grabes, Herbert: Wie aus Sätzen Personen werden. In: *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft*, 10 (1978), H. 4, S. 405-428.
- Gürtler, Christa: Marlene Streeruwitz und ihre Poetik des Politischen. Zu *Flammenwand. Roman mit Anmerkungen*. (2019) und *Frag Marlene. Feministische Gebrauchsanweisungen*. (2018). In: *Kontemporär. Schriften zu deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* Bd. 12. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, 171-186.
- Hamburger, Käte: *Das Mitleid*. Zweite erw. Aufl. Stuttgart: Clett-Cotta 1996.
- Hartmann, Volker: Personifikation. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Hg. v. Gert Ueding. Bd. 6, Darmstadt 2003, S. 810–813.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Vierte erw. Aufl. mit überab. v. Eva Moldenhauer & Karl Markus Michel. Berlin: Holzinger 2017.
- Heidegger, Martin: *Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit*, Hg. v. Hildegard Feick. Zweite überab. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer 1995.
- Heine, Heinrich: *Sämtliche Schriften*, Hg. v. Klaus Briegleb. München: Hanser 1997.
- Hillebrandt, Claudia: III.1.4. Figur. In: Martin Huber & Wolf Schmid (Hg.): *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Erzählen*. Berlin, Boston: De Gruyter 2018.
- Illouz, Eva: *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Adorno Vorlesungen*. Neunte Aufl. Berlin: Suhrkamp 2004.
- Inglehart, Roland: *Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt*. Frankfurt: Campus 1989.
- Jannidis, Fotis: *Figur und Person: Ein Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin, New York: De Gruyter 2004 (Narratologia).
- Jelinek, Elfriede: *Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr*. Dritte Aufl. Hamburg: Rohwolt 2004.
- Kallio, Lauri: Der Begriff der Person bei Kant, Hegel und Snellman. In: *Hegel-Jahrbuch* (2017), H. 1, S. 202-208.
- Kant, Immanuel: *Gesammelte Schriften*. Hg v. preußische Akademie der Wissenschaften. Berlin 1902 (GMS AAIIV & MST, AA IV).
- Kutlu, Evrim: Der Begriff der Person bei G.W.F Hegel und Max Scheler. In: *Hegel-Jahrbuch* (2014), H. 1, S. 276-281.
- Levsen, Sonja: Sexualität und Politik um 1968: Eine Transnationale Geschichte? In: *Journal of Modern European History/Zeitschrift für Moderne Europäische Geschichte* 17 (2019), H. 1, S. 98-115.

Mannheim, Karl: Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7 (1928), S. 157-185, 309-330,
https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0100_gen&object=facsimage&pimage=1&v=100&nav=&l=de (Zugriff am: 20.1.2024).

Marx, Karl & Engels, Friedrich: Die deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. In: Karl Marx & Friedrich Engels: Werke. Berlin: Dietz Verlag 1978.

Mead, Margaret: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Olten, Freiburg: Walter 1969.

Nietzsche, Friedrich (a): Genealogie zur Moral. Eine Streitschrift. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 5, Hg. v. Giorgio Colli & Mazziano Montinari. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1999, S. 245-412.

Nietzsche, Friedrich (b): Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurteile. In: ders.: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe, Bd. 3, Hg. v. Giorgio Colli & Mazziano Montinari. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag 1999, S. 9-331.

Parnes, Ohad, Vedder Ulrike & Willer, Stefan: Das Konzept der Generation. Erste Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2008.

Pirker, Viera: Social Media und psychische Gesundheit. In: Communicatio Socialis: internationale Zeitschrift für Kommunikation in Religion, Kirche und Gesellschaft 51 (2018) H. 4, S. 467-480.

Quante, Michael: Person. Berlin, Boston: De Gruyter 2012 (Grundthemen der Philosophie).

Locke, John: Essay Concerning Human Understanding. In: Peter. H Nidditch (Hg.): The Clarendon Edition of the Works of John Locke. Oxford: Oxford University Press 1975.

Quante, Michael, Goto, Hiroshi, Rojek, Tim & Segawa, Shino (Hg.): Der Begriff der Person in systematischer wie historischer Perspektive. Ein deutsch-japanischer Dialog. Paderborn: Mentis 2020.

Rager, Günther & Holdregger, Adrian: Bewusstsein und Person: Neurobiologie, Philosophie und Theologie im Gespräch. Freiburg: Universitätsverlag 2002.

Ruoff, Michael: Foucault-Lexikon. 3., aktual u. erw. Aufl. Paderborn: Wilhelm Fink 2013.

Schleiermacher, Friedrich: Grundzüge der Erziehungskunst, in: Friedrich Schleiermacher: Texte zur Pädagogik. Kommentierte Studienausgabe, Bd. 2, Hg. v. Michael Winkler & Jens Bachmann, Frankfurt am Main 2000, S. 9.

- Roussel, Martin: „wo ich ein bleiben/ find“. Zum lyrischen Moment in Marlene Streeruwitz' Der Abend nach dem Begräbnis der besten Freundin. In: Mandy Dröscher-Teille & Birgit Nübel (Hg.): Marlene Streeruwitz. Perspektiven auf Autorin und Werk. Berlin, Heidelberg: Springer 2022, S. 133-157.
- Singer, Peter: Praktische Ethik. Zweite erw. Aufl. Stuttgart: Reclam 1994.
- Sartre, Jean Paul: Ist der Existenzialismus ein Humanismus? Drei Essays. Frankfurt: Ullstein 1989.
- Schreckenberger, Helga: Die "Poetik des Banalen" in Marlene Streeruwitz' Romane "Verführungen" und "Lisa's Liebe". In: Modern Austrian Literature 31 (1998), H. 3/4, S. 135-137.
- Stanzel, Franz: Theorie des Erzählens. Achte erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.
- Stanzel, Franz: Typische Formen des Romans. Zehnte erw. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1987.
- Streeruwitz, Marlene: Sein. Und Schein. Und Erscheinen. Tübinger Poetikvorlesungen. Berlin: Suhrkamp 1997.
- Streeruwitz, Marlene: Partygirl. Frankfurt am Main: Fischer 2002.
- Streeruwitz, Marlene: Ware Mensch. In: Hubert Christian Ehalt (Hg.): Karl Kraus Vorlesungen zur Kulturkritik, Bd. 6, 2013, S. 20 ff. (Verlag Bibliothek der Provinz edition Seidengasse).
- Streeruwitz Marlene (a): Die Schmerzmacherin. Frankfurt am Main: Fischer 2014.
- Streeruwitz Marlene (b): Nachkommen. Frankfurt am Main: Fischer 2014.
- Streeruwitz Marlene: Flammenwand. Frankfurt am Main: Fischer 2019.
- Streeruwitz, Marlene (a1): Tage im Mai. Wien: Fischer 2023.
- Streeruwitz, Marlene (b2): Was Literatur kann. In: Marlene Streeruwitz. Was kann Literatur? mit Sprache. Vorgetragen am 23.10.2018 im Literaturhaus Wien, <https://www.marlenestreeruwitz.at/werk/was-literatur-kann/> (Zugriff: 13.12. 2023).
- Ströker, Elisabeth (Hg): Edmund Husserl. Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Hamburg: Felix Meiner 2009.
- Sturma, Dieter: Die Selbstverhältnisse der Person. In: Journal für Psychologie 13 (2005), H. 3, S. 240-254.
- Turgenjew, Iwan: Väter und Söhne. Berlin: Suhrkamp 2007.

Van den Daele, Wolfgang: Biopolitik, Biomacht und soziologische Analyse. In: Leviathan 37 (2009), H. 1, S. 52-76.

Wagner-Engelhaaf, Martina: Der Begriff der >Person< in der Literaturwissenschaft. In: Michael Quante, Hiroshi Goto, Tim Rojek, u.a. (Hg): Der Begriff der Person in systematischer wie historischer Perspektive. Ein deutsch-japanischer Dialog. Paderborn: mentis Verlag. S. 199–216 2020.

Wagner-Westerhausen, Katja: Die Statusfrage in der Bioethik. Berlin: Litverlag 2008 (Ethik in der Praxis/Practical Ethics).

Wirtz, Markus Antonius (Hg.): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Zwanzigste überarb. Aufl. Berlin: Hogrefe 2021, <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/persoenlichkeit> (Zugriff: 4.12.2023).

Pfister, Manfred: Das Drama. Elfte erw. Aufl. Paderborn: Fink 2001.

Abstract (Deutsch)

2023 veröffentlichte die österreichische Autorin Marlene Streeruwitz ihren Roman *Tage im Mai*. Die Protagonistinnen des Werkes bilden ein dreiteiliges Generationensystem, das die Lesenden mit aktuellen Themen wie wirtschaftlichen Tendenzen, dem Leben in Zeiten einer globalen Pandemie, der Rolle einer alleinerziehenden Frau innerhalb patriarchaler Gesellschaftsstrukturen, generationellen Konflikten und weiteren sozialpolitischen Angelegenheiten konfrontiert. Innerhalb der vorliegenden Arbeit wurde davon ausgegangen, dass die Realität von jeder Frau der Streeruwitz-Genealogie verschiedenartig interpretiert und eingeordnet wird und die Protagonistinnen dementsprechend drei verschiedene, stellenweise stark abweichende Wirklichkeiten erleben. Zusätzlich wurde angenommen, dass von Christl, Konstanze und Veronica innerhalb ihrer Wirklichkeiten drei Positionen – namentlich, die der Frau, die der Mutter und die des Familienmitgliedes – eingenommen werden und ihr Erleben der Wirklichkeit zusätzlich je nach eingenommener Position divergiert. Die Frauen im Roman lassen sich außerdem als Vertreterinnen ihrer jeweiligen Generationen lesen und decken dabei ein breites Spektrum von der Nachkriegsgeneration bis hin zur umweltbewussten, Technologieaffinen Generation Z ab. Die Untersuchung bestand darin, die Wirklichkeiten der Frauen – unter Berücksichtigung von Position und Generation – voneinander abzugrenzen und aufgegliedert darzustellen.

Der Personen-Begriff ist im Werk Marlene Streeruwitz omnipräsent und erfüllt unterschiedliche Funktionen. Ferner setzte sich die vorliegende Arbeit mit der Frage auseinander, inwiefern sich die Personen der Protagonistinnen von ihren jeweiligen Positionen unterscheiden beziehungsweise an welchen Stellen Zusammenhänge und Abhängigkeiten zu verorten sind. Schließlich wurde der Versuch unternommen, die stellenweise unvereinbar erscheinenden Wirklichkeiten des Salzburger Frauen-Kollektivs miteinander zu vertragen.

Abstract (English)

In 2023, Austrian author Marlene Streeruwitz published her novel *Tage im Mai*. The protagonists of the text constitute a three-part generational system which confronts the reader with current topics such as economic development, life in times of a global pandemic, the role of unmarried women within patriarchal social structures, generational conflicts and other socio-political issues. In the present work, it was assumed that reality is interpreted and categorized differently by each woman in Streeruwitz's genealogy and that the protagonists accordingly experience three different, sometimes strongly divergent kinds of realization. Furthermore, it was assumed that Christl, Konstanze and Veronika occupy three separate roles within their realities - namely that of the woman, that of the mother and that of the family member - and that their experience of reality also diverges depending on their position. The women in the novel can also be read as representatives of their respective generations, which cover a broad spectrum from the post-war generation to the environmentally conscious, technology-savvy Generation Z. The aim was to differentiate the realities of the women - taking into account their position and generation - and to present them in a structured way.

The concept of person is an omnipresent one in Marlene Streeruwitz's work and fulfills various functions. The present thesis also addresses the question of the extent to which the characters of the protagonists differ from their respective positions and where connections and dependencies can be located. Finally, an attempt was made to reconcile the sometimes seemingly irreconcilable realities of the Salzburg women's collective.